Glauben und Wissen

1908. VI. Jahrgang Heft 8, August



Es werde Licht!

Finsternis lag über der Welt, und die Welt war nur Stoff und war wüst und leer.

Träge und tot ruhte der Stoff, und formlos und untätig die Masse, ein Chaos, ein unendliches und ein ohnmächtiges. — Eine träumende Welt!

Aber der Geist Gottes schwebte über den Gewässern des Stoffes. Und siehe da, welch ein Wechsel! Der Stoff erbebte bis in die unendlichen Fernen, ein Wogen und Weben ging durch die Masse.

Die Kraft war aus Gott geboren, und die Kraft durchwaltete den Stoff, und, bezwungen von der Kraft, begann der Stoff sich zu regen und in ewiger Bewegung zu wandern, rastlos, ruhelos, unzerstörbar, bis einst in der Ferne der Zeiten der Herr der Kraft die Hand gebietend ausstreckt und den Stoff der vollendeten Welt heimruft von der Arbeit.

Aber noch lag Finsternis auf der Welt, und das Dunkel der Nacht brütete undurchdringlich, unentwirrbar in dem wogenden Stoff, und lautlos und lichtlos arbeitete die Kraft.

Da ging das Wort des Geistes Gottes durch die Unendlichkeiten: Es werde Licht! und jauchzend stieg sie aus der Kraft empor, die schimmernde Morgenröte der Welt, und der Stoff erglühte und erglänzte und die Fernen schimmerten. Welch ein Meer des Lichtes! Die träumende Welt war erwacht und blickte staunend in das leuchtende Dasein.

O du erhabene Welt des Lichts! Du Abglanz aus der Höhe, du hehres Gewand Gottes! Als du die Weiten des Raumes durchwogtest, da begann ein neues Werden, da jauchzte es in Schaffensfreude auf aus der dunklen Tiefe des

Stoffes: Weltenkugeln begannen ihre Bahnen zu ziehen und machtvoll erklang der Sphärensang durch die Fernen des Raumes.

*   *
*

Und in den wandernden Welten ballte sich der Stoff; und die Kraft, die gewaltige Hand Gottes, formte ihn und waltete in ihm, und es wogte und brauste in den glühenden Kratern; aber allgemach erstarrte der Ball, und Berge türmten sich auf, und Tiefen öffneten sich, und die Glut erlosch.

Das Weltenlicht ward matt, Dämmerung und dichte Wolkenschichten umfingen die einsame Erde. Aber rastlos rollte sie hin durch die Räume. O Licht, daß du dich abkehrtest! Wer soll die Kraft wieder zur Höhe führen und den trägen Stoff zum Leben?

Und siehe da, die Wasser stürzten nieder und Meere erfüllten die Tiefen, die Schleier zerrissen, die Wolken wurden dünner, und auf die jugendfrische Erde quoll ein neues Licht, ein Sonnenlicht, und mit dem Licht kam Wärme und mit der Wärme neue Kraft. Heil dir, du schöne Welt, jetzt bist du reif ein neues Sein zu empfangen. Und wieder tönte das Wort des schaffenden Geistes Gottes, ein großes, erhabenes Wort: Es werde Leben! Da ging ein Zittern durch die Erdenwelt und es regte sich in den Wassern, und der Morgen des Lebens keimte empor zum wonnigen Dasein, und das Leben ergriff den Stoff und die Kraft und zwang sie in die neuen Bahnen, und beide gehorchten der höheren Macht.

*   *
*

Jahrmillionen kamen und gingen.

Und das Leben entfaltete auf der nimmer ruhenden Erde seine Wunder, immer höher, immer weiter, immer schöner. Geschlechter des Lebens kamen und wanderten, stiegen empor und gingen nieder; immer höher, immer weiter dehnte es sich aus, und mannigfaltige Gestalten wandelten auf der Erde: ein Paradies entstand ringsum, in dem das schwellende Leben in Wehe und Wonne grünte und blühte.

*   *
*

In dem Vorwelt-Paradiese erwuchs ein träumendes Wesen von edler Gestalt. Rings die Genossen des Lebens waren seufzend der Erde zugewandt, der Träumer aber erhob sein Haupt und seine Hand empor zum Licht der Sonne.

Und abermals ertönte ein Wort des Geistes Gottes und sein Odem durchwehte den Träumer: Werde Geist! und aus dem dämmernden Träumen ward ein klares Schauen, und aus dem brütenden Leben eine Menschenseele. Das Ich ward geboren und erschaute sich und die Welt. Ein neues Licht war auf Erde erschienen, ein Hauch vom Geiste Gottes, ein neues göttliches Licht.

Und nun, du taufrische Menschenseele, siehst du deinen Weg? er führt hin zu deinem Schöpfer, du sollst dich empor arbeiten zum vollen Lichtglanz und höher, empor aus dem Staub, hinauf zur seligen Freiheit. Der Weg ist weit. Das Ziel ist herrlich.

*   *
*

Aber sie fiel, die Menschenseele, der Staub umfing sie, das Licht erstarb. Ach, soll es immer so gehen in dieser Welt des Stoffes? Kann es nicht dauernd glänzen, das Licht, muß Dunkel einziehen und müssen Schatten lagern, wo die Sonne Gottes allein herrschen sollte?

Die Geschlechter der Menschen kamen und gingen, in dichten Scharen zogen sie über die Erde, die Völker stiegen auf und nieder, ewig wechselnd, emporstrebend zum Licht, mit der Sehnsucht im Herzen und niedersinkend in den Staub mit der Schuld im Gewissen.

Und der Schöpfer der Welt sah seine schwachen Menschenkinder und ihren irrenden Weg. Und es jammerte ihn des Elends. Da sandte er seinen Geist hinab, sein hellstes Licht, seinen „Sohn". „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen."

Es schien in die Finsternis, doch die Finsternis begriff es nicht. O du rätselhafte Menschenseele, zum Licht geboren, zu stolzer Freiheit berufen, und doch verharrst du in Finsternis und beugst dich in die Knechtschaft des Stoffes!

Schau hin zu jenem göttlichen Licht, das dein Schöpfer dir aus der Höhe sandte und das dich emporheben will zu einer neuen Welt. Begreife es doch, nimm es auf, laß dich von ihm erleuchten; denn siehe durch die Zeiten tönt das tröstende Wort: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben!"

E. Dennert.

Das ist der Unterschied zwischen Tier und Mensch, daß dieser auch ein Sonntagskleid hat.

M. Luther.

Multatulis[1] Philosophie.

Wenn Heine (vergl. 1907, S. 127) seine kulturfeindliche Bedeutung der Leugnung des sittlichen Willens verschuldet, so geht der holländische Publizist Multatuli schon einen Schritt weiter. Er bestreitet direkt und öffentlich das Dasein Gottes. Multatuli steht hierbei ganz auf dem materialistischen Standpunkte, auf dem im vorliegenden Jahrhundert Moleschott, Büchner, Wiener gestanden hatten, zu dem auch später Strauß sich bequemte, und auf dem heute noch als Führer einer großen Schar Haeckel steht und, wenn ich diese letzteren nicht zu den allergefährlichsten rechne, so ist es, weil man bisher mit der Überzeugung dieser ernst (wenn auch nicht immer tief) wissenschaftlichen Männer keine Vergötterung getrieben hat, und weil sie auch ihrerseits in keiner Weise durch entgegenkommende Selbstüberschätzung und entliehenen Nimbus sich den Anschein von Verkündigern neuer, weltumwälzender Wahrheiten zu geben versucht haben. Propheten, und im Fall

[1]) Multatuli ist der Schriftstellername von E. Dauwes Dekker, geb. 1820 in Amsterdam, er lebte 17 Jahre als Regierungsbeamter auf Java und starb am 17. Februar 1888 in Nieder-Ingelheim.

sie die Träger falscher Lehren sind, Götzen und falsche Propheten, werden sie erst dann, wenn dieses wohl der Fall ist; und das trifft eben bei Multatuli zu, der in der Begeisterung für seine Lehre wirklich Schule gemacht hat, sowohl in seinem Vaterlande, als selbst über die Grenzen desselben hinaus. Die ganze junge Generation in Holland ist von seiner Lehre angesteckt, und jahrzehntelang konnte man in den neuerscheinenden Schriften aller radikalen Parteien die Spuren seiner Ideen nicht bloß nachweisen, sondern viele haben diese Ideen als unumstößliche Wahrheiten einfach adoptiert, wie man ein berauschend Getränk ausschlürft unbesehen und bis auf den Grund, ohne selbst die Mücken zuvor zu seihen. —

Multatuli hat nun freilich kein philosophisches System geschrieben, ja er spricht mit Verachtung von der Aufstellung eines solchen. Darum stehen aber doch seine lose verstreuten Gedanken in einem innern systematischen Zusammenhange, und was er versäumte, muß der Kritiker zur Erleichterung der Übersicht zunächst nachholen. Ich habe mir die Mühe gegeben, zunächst eine kleine Liste seiner grundliegenden Behauptungen anzufertigen und immer die Quelle nach Band und Seitenzahl daneben zu notieren, und habe dies so lange fortgesetzt, bis ich nur noch neue Seitenzahlen, aber keine neue grundlegende Gedanken mehr auffinden konnte. Ohne alle Ordnung ergibt sich nach diesem Verfahren zunächst die folgende Übersicht.

Multatuli spricht zu oft wiederholten Malen[1]) 1. für die Wahrheit V, 191, 249, 260; VI, 49; 2. für die Kosmopolitik V, 255; 3. für den Hochmut III, 22; 4. für den Absolutismus III, 135; V, 254 (vergl. auch Een en het andere van Pruisen en Nederland); 5. gegen die Erblichkeit des Königtums III, 177; 6. gegen die Kindespflicht III, 176, 319; 7. gegen das Verbot der Kinderfragen III, 175; 8. gegen die Religion III, 173, 174; V, 142, 201, 230; VI, 50; 9. gegen die Autorität III, 183, 322; V, 274; 10. gegen die Sklaverei der Frau III, 180; V, 127; 11. gegen die Sitte III, 190, 248, 324; V 126, 257; 12. gegen die Ehe IV, 289; 13. gegen den Schulzwang III, 125; 14. gegen den Militärdienst VI, 86; 15. gegen die Heuchelei der Rede III, 326.

Schon aus diesem Register ergibt sich, daß er mehr einzureißen als aufzubauen unternimmt, obwohl natürlich manchmal ein „gegen“ auch als ein „für“ formuliert werden könnte und auf diese Weise Satz 15 nichts anderes ist als ein spezieller Teil der schon sub 1 verkündeten „Wahrheit“.

Dann sind noch einige Sätze anzuführen, die mehr in das Gewand von Definitionen gekleidet sind, wie „Jede Autorität beruht auf Gewalt“. Solche Sätze können wir aber meistens fallen lassen, da die Autorität ohnehin schon von unserem Publizisten in Bann getan ist. Doch ist in der Definition der Grund angegeben, warum diese Verurteilung erfolgte. — So beruht nach Multatuli Ehrlichkeit auf Reichtum. Doch liegt darin nur eine Entwertung des Motives, und ich kann nicht sehen, daß er so weit geht, den Armen die Unehrlichkeit zu empfehlen, und also mag die Sache auf sich beruhen bleiben. Viel wichtiger ist der Satz, daß (16.) die utilari-

[1]) Die hinteren Ziffern sind die Zitate der Stellen aus Multatulis Werken (Spohrsche Übersetzung).

stische Motivierung der Moral eine Gemeinheit sei[1]) (III, 216, 277; V, 139), und wir können denselben als Ausgangspunkt nicht wohl entbehren, und endlich der Hauptsatz, der in unendlichen Wiederholungen gepredigt wird, obgleich er bei unserer Betrachtung dem vorigen geradezu ins Gesicht schlägt: 17. Genuß ist Tugend (VI, 53).

Bei einer so großen Anzahl von Sätzen müssen wir zunächst eine Konzentration des Inhalts versuchen. Ebenso wie Satz 15 ist auch 7 unter 1 zu bringen; denn wenn die Wahrheit zu suchen und zu sagen unter allen Umständen der oberste Grundsatz ist, muß man eben den Kindern in allen Dingen auch mit Wahrheit zu Dienste stehen und darf ihnen auch nicht den Mund verbinden, wenn sie fragen.

Weiter ist eine große Vereinfachung möglich dadurch, daß man darauf weist, wie viele Sätze sich unter den allgemeinen Gesichtspunkt unterordnen lassen: Bekämpfung aller bestehender Institutionen. Multatuli ist gegen die Ehe, gegen die Militär- und die Schulpflicht, und vor allem gegen die kirchliche Organisation der Religion, ja ein Gegner der Religion überhaupt. Kann es da wundernehmen, daß er auch jede Autorität, so auch die der Eltern gegenüber den Kindern verdammt und die des Mannes über die Frau, daß er ebenso wie der etwas gemäßigtere Ibsen seinen Haß auf den Staat wirft und das erbliche Königtum verdammt. Alle diese positiven Institutionen unserer heutigen Kultur werden in den Schmelztiegel geworfen, um umgeformt zu werden — ja wozu? — Zu einem nirgends näher definierten phantastischen Individualismus. Multatuli schwebt ein idealer Zustand vor Augen von ungezähmten natürlichen Persönlichkeiten, durch kein Gesetz beschränkt, dasselbe Phantom, das Nietzsche später in seiner weit genialeren Diktion ein „Jenseits von Gut und Böse" genannt hat, und das Multatuli in seiner so viel ärmeren Sprache ausdrückt in der schon genannten These 17: „Genuß ist Tugend."

Ein wahrer Widerspruch in diesem System ist dann nur Multatulis Ausspruch zu Gunsten des Absolutismus, und doch eigentlich wieder kein Widerspruch; denn wie will man die bestehenden Formen in Trümmer schlagen ohne die Allmacht des Absolutismus, zu dem sie ein Fürst oder ein Diktator eine Weile leihen muß, natürlich, damit sie dann wie der Mohr, der seine Schuldigkeit getan, ohne Leibeserben in der Versenkung des Weltdramas verschwinden. Es ist dies dieselbe Konsequenz, zu der der Begriff einer unbeschränkten und darum falschen individuellen Freiheit auch Nietzsche führt. Nur daß hier der genialere Kopf auch den bestechenderen Namen, den des Übermenschen gefunden hat. Aus demselben Grunde sucht auch Multatuli in seinen Millionenstudien den Erwerb der ungezählten Millionen; denn er, der Geldverächter und geschworene Feind des Kapitalismus begreift nach und nach, daß Geld Macht ist, und endigt — vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt — in mathematischen Problemen über die Gewinnaussichten an der Spielbank zu Wiesbaden.

So wäre alles auf wenige Gesichtspunkte zurückgebracht. Multatuli ist vor allem ein Apostel der Wahrheit, der wissenschaftlichen Wahrheit, und da ihm

[1]) Und doch ist Multatuli zuweilen selbst Utilarist: VI, 53.

die heutige Gesellschaft als Lüge erscheint, so muß diese verschwinden — verschwinden mit allen ihren bislang für wesentlich erachteten Einrichtungen, ja selbst mit den herrschenden Sitten, und an die Stelle muß treten: Der Mensch mit seinen natürlichen Neigungen, die an und für sich niemals Sünde sind, sondern nur durch mißverstandene Sitten und schlechte Gesetze zu solchen gestempelt werden, und dann in der neuen Gesellschaft des Menschen, der nichts weiteres ist als Mensch, wird Genuß und Tugend ein und dasselbe. — In der Tat in dieser Kondensation ein ganz übersichtliches Programm!

Daneben wäre dann nur noch zu besprechen, daß die utilaristische Begründung der Moral Multatuli als Gemeinheit erscheint, welcher Satz übrigens schon dadurch eine Abschwächung erleidet, daß unser Weltverbesserer selbst gelegentlich ganz utilaristisch argumentiert, z. B. in VI, Seite 53.

Manchem wird nach dieser Zusammenfassung das Programm Multatulis so absurd vorkommen, daß es ihm gar nicht der Mühe wert erscheint, noch näher auf eine Widerlegung dieser Grundsätze einzugehen. — Die Analyse allein ist schon genügend, und damit ist dieser Weltverbesserer schon gerichtet, wird man vielleicht sagen. Wie ich glaube mit Unrecht. Denn nicht nach der Ungereimtheit seiner Grundsätze — Ungereimtheit doch immer nur im Vergleich zu den unsrigen — ist die Schwäche des Gegners zu beurteilen, sondern nach der Größe seines Anhangs. Es ist im Hinblick hierauf ja nicht zu verkennen, daß Multatuli eine sehr beachtenswerte literarische Persönlichkeit ist. Er hat im eigentlichen Sinne des Wortes Schule gemacht. — Als er zuerst, die Krone des Martyriums auf der Stirne, auftrat und der in Beschränktheit aufgewachsenen Jugend des Landes das entschleierte Bild seiner Erkenntnis zeigte, ging ein Schauder durch das Land, von dem Augen- und Ohrenzeugen noch heute erzählen. Die ganze radikale Jugend Hollands ist auch heute noch mit seinen Aussprüchen getränkt, das „Gebet eines Unwissenden" in jedermanns Munde, und die moderne Literatur ist seines Geistes voll. Dazu beginnt sein Einfluß über die Grenzen seines Vaterlandes hinüberzufluten. Übersetzungen sind gemacht und andere werden folgen, und was das Wichtigste ist, parallele Strömungen, von anderen hervorragenden Geistern ausgehend, sind überall im modernen Europa zu bemerken. Ich habe schon die Namen von Ibsen und Nietzsche genannt. Man kann in gewissem Sinne auch Tolstoi dazu fügen. Und die Kultur der wissenschaftlichen Wahrheit als oberstes Lebensprinzip ist noch sehr viel allgemeiner, wenn auch noch nicht überall mit der gleichen Unerschrockenheit die letzten Konsequenzen gezogen werden. Wie schon angedeutet, auch Haeckel und vor ihm David Strauß steuerten schon das Boot oder steuern in gleicher Richtung, wenn auch dieselben persönlich mit noch zu vielen Banden an unserer alten Kultur festkleben, um eine so kühne Fahrt zu wagen, wie jene radikalsten Geister; ja mehrere derselben sind sich noch gar nicht bewußt geworden, wohin der Strom sie endlich treiben wird.

Also der Gegner, den wir uns gegenüberfinden, ist nichts weniger als verächtlich. Im gewissen Sinne ist es der Zeitgeist, der in Multatuli verkörpert erscheint, und wenn diese Verkörperung auch in diesem Falle durch einige besonders

groteske Züge entstellt erscheint, so werden wir uns zu erinnern haben, daß die große Menge nicht besonders kritisch veranlagt ist, und daß selbst Kritiker auf diesem Gebiete zwar manchmal Mücken seihen, aber nichtsdestoweniger Elefanten verschlucken.

Dazu trägt der holländische Wahrheitsapostel noch den immer wieder von ihm selber aufgeputzten Heiligenschein des Martyriums durch seine Amtsentsetzung, die er sich durch mutige, obschon vielleicht wenig taktvolle Verteidigung seiner javanischen Untergebenen verdient hat. Solch ein Nimbus macht viele Unzulänglichkeiten verschwinden. Der Gegner ist also, nur theoretisch betrachtet, wenig ansehnlich. Praktisch ist derselbe noch immer gewaltig.

Wir haben es nach vorhin Gesagtem bei der Beurteilung von Multatulis Grundsätzen also wohl im wesentlichen mit der Frage zu tun, ob die Wahrheit im wissenschaftlichen Sinne des Worts als der oberste Grundsatz unseres praktischen Handels gelten muß, und müssen zunächst diesen Satz, der in solcher Fassung noch recht vage erscheint, näher zu formulieren suchen. Mit dem Aufstellen der Wahrheit als oberstes Prinzip ist ja dieses gemeint: Die Religion besteht nach der Meinung des radikalen Denkers aus einer Reihe von dogmatischen Sätzen, die im Widerspruch sind mit feststehenden Resultaten der modernen Wissenschaft. Also weg mit der Religion.

Die Ehe ist begründet auf die Gattenliebe. Aber oft ist sie zustande gekommen ohne diese Voraussetzung, aus Zwang oder aus äußeren Rücksichten. Dann ist die Ehe eine Lüge. In den Fällen aber, wo sie dem wahren Gefühle entspricht, ist sie eine unnütze Form. Also weg mit der Ehe.

Das stehende Heer ist die bewaffnete Volkskraft. Hat das Volk aber keine Kraft mehr, so wird der äußere Verband nicht viel nutzen. Ist die Kraft aber wohl vorhanden, so ist das Volk stärker als das Heer, also weg mit der Dienstpflicht usw. usw. —

Ich schlage nun vor, dem Gegner ein gutes Stück entgegen zu gehen, bezw. vor ihm zurückzuweichen, — nicht weil wir dazu durch die Not gezwungen sind, sondern — um den Kampf zu kürzen. Wir wollen ihm einmal das Zugeständnis machen, die exakte Wissenschaft habe definitiv alle dogmatischen Sätze in die Rumpelkammer des verjährten Aberglaubens geworfen. Also nicht, daß so etwas unsere wirkliche Meinung wäre. Nein, wir geben nur dieses Terrain im Augenblicke preis, weil wir dasselbe für den Angriff, womit wir zu siegen hoffen, nicht zu bedürfen vermeinen. Und nun fahren wir unser Geschütz auf, von dem ich meine, daß es Bresche schießen wird, und stellen fest, daß der Denker, mit dem wir es zu tun haben, sich nirgendwo die Frage vorgelegt: kann denn das Volk mit der wissenschaftlichen Wahrheit glücklich werden? Um das Glück ist es diesem doch zunächst zu tun und nicht um die Wahrheit.

Dem Forscher, dem Wahrheitssucher ist allerdings die Wahrheit das Glück, oder genauer: kein Glück ist für ihn möglich ohne Wahrheit; aber so ist die Masse nicht geartet. Hierin zeigt sich eben Multatuli schon als Individualist, aber nicht so sehr in dem Sinne, daß er jedem ein besonderes Glück gönnte, sondern vielmehr in dem andern, daß er sein eigenes Ich gegenüber den (dieses Ich in seiner Eigen-

artigkeit) beschränkenden sozialen Gesetzen und Anordnungen verteidigt. Das aber ist nicht der allgemeine Individualismus, dem jeder Menschenfreund, soweit es angeht, Rechnung tragen wird, sondern der selbstsüchtige Individualismus, der sich gerade an dem vielleicht ebenso berechtigten Individualismus des Nebenmenschen stößt und notwendig in den Abgrund führt, in dem auch der viel begabtere Nietzsche geendet hat[1]).

Zunächst heißt es doch: was ist der großen Masse wissenschaftliche Wahrheit? — Ein Lebenszweck? — Gewiß nicht. — Eine Zierde im Leben? — Kaum? — Weit näher liegt ihr die Kunst. — Eine Stütze der Moralität? — Ganz und gar nicht, da die exakte Herleitung derselben das Verständnis selbst der meisten Gebildeten übersteigt. — Diese ganze Erwägung ist überhaupt Multatuli fremd, wildfremd. In den 8—10 Bänden, die er geschrieben, kommt auch keine Zeile darüber vor. Im Grunde ist eigentlich immer nur von ihm selbst die Rede. Dies ist in so hohem Maße der Fall, daß er sich selber die Frage stellt und Antworten auf dieselben ersinnt, warum er doch immer von sich selbst rede. Mit seiner eigenen Individualität hat sich unser Autor an den Satzungen der bestehenden Welt gestoßen, blutig gestoßen. Diese eigene Individualität darf nicht weichen — sie ist ihm schlechtweg das Gute. Also muß die bestehende Welt weichen mit ihren Ecken, an denen er sich gestoßen. Das ist Zettel und Einschlag des Systems. Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode.

Der Fehler ist also, daß die Wahrheit als Ausgangspunkt des Systems gewählt wird. Der Ausgangspunkt jeder praktischen Philosophie muß aber immer das Glück sein, da das Streben nach diesem das allein allgemein Menschliche ist, und die Wahrheit nur eines der Mittel ist, um zum Glücke zu gelangen — eine Ausdrucksweise, die indessen noch weiterer Erörterung bedarf, um ein naheliegendes Mißverstehen auszuschließen. Das Wort Wahrheit wird ja offenbar in verschiedenem Sinne gebraucht. Einmal steht der Begriff im Gegensatz zu dem der Lüge und bezieht sich also auf eine moralische Verpflichtung, den Zustand seines Denkens bloßzulegen. Ein andermal versteht man unter Wahrheit die zur Zeit für wahr geltenden Resultate der wissenschaftlichen Forschung, und dann ist der Gegensatz: der täuschende Schein. Aber die Taschenspieler der Dialektik setzen oft, sich an den gleichen Wortlaut haltend, das eine für das andere, in der bewußten oder, wie wir hoffen wollen, meistens unbewußten Absicht, einen Verächter der wissenschaftlichen Wahrheit gleich einen Lügner und Betrüger schelten zu dürfen.

Aber auch zur Wahrheit im moralischen Sinne des Worts ist man bekanntlich nicht unter allen Umständen verpflichtet. Es gehört allerdings Mut dazu, einen solchen Satz, der sogleich als Jesuitismus gebrandmarkt zu werden pflegt, heutzutage zu verteidigen. Da aber auch dieses Urteil auf einer leicht nachzuweisenden Oberflächlichkeit beruht, so nehme ich gerne die sich mir darbietende Gelegenheit wahr, auch in dieser Beziehung mich deutlich auszusprechen.

---

[1]) Man vergl. Zeitgeist und Christentum, 2. Folge, 2. Nietzsche: Als Denker, Dichter und — Verderber, 1907.

Zum Reden der Wahrheit liegt eine moralische Verpflichtung eigentlich nur vor zwischen Personen, die in einem Vertrauensverhältnis zu einander stehen, und der Grund dieser Verpflichtung ist auch ganz handgreiflich, weil eben nur unter diesen Umständen das Vertrauen erhalten bleiben kann. Kinder müssen gegenüber den Eltern zur unbedingten Wahrhaftigkeit verpflichtet werden, und daher ist diese Wahrhaftigkeit neben dem Gehorsam die erste pädagogische Regel, die sich uns aus diesem Grunde so deutlich einprägt, daß wir sie leicht als die erste Tugend fürs ganze Leben anzusehen gewohnt sind. Ebenso ist Wahrhaftigkeit nötig in einem guten Dienstverhältnis, namentlich von Seiten des Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber, da sich nur unter dieser Voraussetzung die Pflichterfüllung des ersteren kontrollieren läßt. Sodann wird sich jeder Ehrenmann seinen Freunden gegenüber großer Wahrhaftigkeit befleißigen; denn auch hier gilt es ein Vertrauensverhältnis, das durch unwahre Mitteilungen ganz und gar zerstört werden müßte. — Aber darüber hinaus? Um sogleich das äußerste Extrem zu setzen: Niemand wird es, wenn er unter Räuber gefallen ist, als ein Unrecht ansehen, die Frage, wo er sein Geld verborgen habe, mit einer, wissenschaftlich genommen, falschen Angabe zu beantworten, und ebenso gilt es im Kriege, und ich meine mit Recht, geradezu als ein Verdienst, den Feind durch falsche Angaben zu täuschen. Edleren Naturen wird vielleicht ein solches Sagen der Unwahrheit auch unter diesen Umständen sehr peinlich sein; aber nur Pedanten oder Klopffechter der Dialektikt werden auf dem Gebiete der Moral diese Unwahrheit geradezu tadeln.

Eine wirklich allgemein gutgeheißene Ausnahme von dieser Regel macht nur der Fall, daß man ein Martyrium für eine große Sache zu erleiden hat. Große Seelen werden in diesem Falle, der weithin sichtbar ist und auf lange Zeit wirksam bleibt, jedes kleine Mittel, das etwa einen Aufschub der Exekution bewirken könnte, verschmähen, und sind darum doch keine Pedanten einer äußerlichen Buchstabenehrlichkeit. Sie werden unbedingt die Wahrheit verkünden, weil ihr Opfer dadurch so viel reiner erscheint und dadurch eine sehr viel größere Wirksamkeit haben muß. So handelten die ersten Christen zu Zeiten ihrer Verfolgungen und erwarben sich gerade durch diesen Heroismus eine ungeheure Nachfolge. Aber daraus folgt noch nicht, daß die Reisende Ida Pfeiffer, als sie von Kannibalen gefangen gehalten wurde, ein großes Unrecht beging, da sie sich bei denselben einige Jahre älter und ihr Fleisch einige Grade zäher machte, als beide in Wirklichkeit waren, und auf diese Weise dem Lose des Gefressenwerdens entging.

Wenn man uns aber diese äußersten Fälle zugibt, so können wir die mittleren auf sich beruhen lassen, da ja nun doch das Prinzip der allgemeinen Wahrhaftigkeit schon durchlöchert ist. Die genaue Grenze zu ziehen ist eine Sache des Taktes und der Erfahrung, und nicht leicht werden zwei Personen in dieser Beziehung ganz übereinstimmen. Wir können also unbesprochen lassen und sparen uns dadurch viel Ärger und Verdruß, in wieweit im Handel und Wandel die bewußte Unwahrheit moralisch erlaubt ist. Jedenfalls wird sie von Geschäftsleuten viel in Anwendung gebracht, ohne daß diejenigen, die mit ihnen Geschäfte machen, daran großen Anstoß nehmen, und ohne daß dadurch der Handel unmöglich wird. Man kann nur sagen:

gewissen, sittlich verfeinerten Naturen ist dieses Handeln, wobei Unwahrheiten vorkommen, so unsympathisch, daß sie sich lieber mit einem weit kleineren Einkommen begnügen, wobei sie dieser Handlungsweise überhoben sind. — Auch für Advokaten gilt dieselbe Regel wie für den Geschäftsmann. Er entstellt wenigstens berufsmäßig die Wahrheit, wenn auch nicht die Tatsachen selbst, so doch ihre Tragweite. Dennoch gilt diese Methode für moralisch erlaubt, ja sie ist es vielleicht in diesem Falle voll und ganz, weil nur auf diese Weise auch die für den Schuldigen günstigen Wahrheiten ungeschmälert an den Tag kommen.

Es handelt sich also in der Frage nach der Immoralität des Sprechens der Unwahrheit nicht um ein einfaches ja oder nein, wie es Kindespflicht und Dienstpflicht mit sich bringt, sondern um graduelle Unterschiede. Die Unwahrheit kann erlaubt, sie kann geradezu geboten sein, und nur in der Tarierung dieser Grade bestehen bei verschieden besaiteten Personen Meinungsverschiedenheiten. Lüge darf aber nur die bewußte Unwahrheit heißen an einer Stelle, wo Wahrheit Pflicht gewesen wäre; denn Lüge ist eine beschimpfende Tat.

Ein bißchen Vorsicht, höre ich hier rufen. Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse. Hüte dich vor der Jesuitenmoral!

Von Jesuitismus ist aber bei alledem gar keine Rede; denn der Begriff dieses Ausdruckes ist bekanntlich, daß selbst Verbrechen erlaubt seien zu irgend einem großen Zweck, wobei ich ganz dahingestellt lassen will, ob dieser Grundsatz bei dem Jesuitenorden ausgesprochen oder nur praktisch in Anwendung gebracht worden ist. Auch wenn der Graf von Hoensbroech schließlich seine famose Wette verlieren sollte, so darf doch wohl als historisch erwiesen gelten, daß vielfach nach diesem Grundsatz verfahren worden ist. Und warum auch nicht? Man lese nur das Gedicht: „Die spanischen Brüder“ von Konrad Ferdinand Meyer, worin einem der jesuitische Grundsatz menschlich nahe gebracht wird. Wenn man seinem geliebten Bruder die ewige Seligkeit retten kann dadurch, daß man ihn vor dem gefürchteten Übertritt zum Ketzertum niedersticht, wer ist so feige, daß er sagt: das darf man nicht? —

Dennoch ist der jesuitische oder dann meinetwegen pseudojesuitische Grundsatz falsch, ja verbrecherisch und zwar aus dem folgenden Grunde[1]). Er beruht auf einem Glauben, den wir als kulturfeindlich bezeichnen müssen. — Man sagt wohl: absolute Toleranz in religiösen Dingen; aber das gilt nur für die einmal zugelassenen Bekenntnisse. — Immer muß sich die menschliche Gesellschaft und deren Vertreter, der Staat, vorbehalten, darüber zu entscheiden, ob ein neues Bekenntnis kulturfeindlich ist oder nicht. Und auch aus einem alten Bekenntnis heraus kann eine Formulierung erwachsen, die geradezu als unzulässig bezeichnet werden muß. — So handelt z. B. unser moderner Staat gegenüber dem Mormonentum.

Das kulturfeindliche im Jesuitismus oder Pseudojesuitismus beruht nun darin, daß derselbe eine Gottheit voraussetzt, die ganz und gar teuflische Züge trägt. Eine

[1]) Die Geltung des Satzes, daß der Zweck das Mittel heiligt, hat ihre Grenze an den Wertbestimmungen, welche den Mitteln selbst sachlich innewohnen. Windelband: Über Willensfreiheit, 1904, p. 66.

Gottheit, die einen Menschen verdammt, weil er ehrlich nach Wahrheit suchend, dieselbe **nicht** findet, ist ein Unding. — Eine Gottheit, die, um bei unserem von **Konrad Ferdinand Meyer** in dichterisches Gewand gekleideten Falle zu bleiben, einen Menschen durch einen gewaltsamen Tod vor den Gesetzen der freien Forschung behütet und ihn dann wegen dieser äußerlichen Verhinderung selig spricht, wäre ein kleinlicher Pedant. — Mit anderen Worten: es kann nicht zweierlei Moralitäten geben, ein natürliche und eine religiöse, sondern die letztere darf nur ein verkürzter, leicht faßlicher Ausdruck sein für die erstere schwieriger zu erweisende.

Also aus dieser Bekämpfung der Jesuitenmoral folgt nicht, daß es niemals erlaubt sei ein kleines Unrecht zu begehen, um eine große Sache zu fördern. Wenn ein Mensch vor meinen Augen verbluten will, reiße ich dem nächsten Umstehenden das Taschentuch aus der Hand und frage nicht lange um Mein und Dein, sondern lege den Verband an. — Ich tue dies auch, wenn der Eigener sich sträuben sollte. — Besser spricht man aber in solchen Fällen gar nicht von Unrecht, sondern von einer einzigen Handluug, die ihre Abschnitte hat, von denen einige wie Unrecht aussehen, die aber in ihrer Gesamtheit ein gutes Werk der tätigen Menschenliebe ist. Der Zweck, der hier, wenn man will, das Mittel heiligt, ist in einem solchen Falle ein so guter und allgemein anerkannter, daß die kleine Rechtsverletzung dagegen gar nicht in Rechnung kommt.

Dies ist ganz anders in der Jesuitenmoral, die z. B. der Patriarch in **Lessings** Nathan vertritt. Hier ist der Zweck ein verzwickter, gar nicht von jedermann geteilter, ja tief unmoralischer Glauben, der eine große handgreifliche Missetat entschuldigen soll. Aber schon der einfältige, aber mit dem richtigen moralischen Instinkte begabte Klosterbruder hat hier praktisch den richtigen Ausweg gefunden, indem er erklärt, wenn an etwas Gutes, das er tun solle, gar zu nahe etwas Böses grenze, er dann lieber das Gute ungetan lasse. Damit ist freilich keine scharfe Definition gegeben; aber man kommt mit einer solchen Regel im wirklichen Leben doch in den meisten Fällen aus. Ja dem natürlichen Menschen liegt das richtige Urteil im Gefühle. — Ganz ähnlich steht es auch in den bekannten, historisch mehr oder weniger verbürgten Fällen, die auch der jugendliche **Schiller** in seinem Don Carlos ausbeutete, wo die Kirche um der Herrschaft willen Verbrechen beging, z. B. Fürsten absichtlich moralisch verdarb, um sie zu gefügigen Werkzeugen zu machen, oder Frauen prostituierte und sie im Beichtstuhl von der Sünde entband, um eines solchen Zweckes willen. Die Logik ist dann zwar auch diese, daß das kleinere Übel dem größeren moralischen Gewinne dienen müsse und daher zu rechtfertigen sei. Aber auch hier behält der einfache gesunde Verstand des Klosterbruders recht und zerreißt die ausgeklügelten Spitzfindigkeiten, wenn er sie auch nicht logisch zu lösen vermag. Logisch analysiert steht es aber so, daß eben das seelische Wohl und Wehe eines Menschen das endgültige Ziel aller Religion ist, und deshalb nicht als ein Preis gesetzt werden darf, am wenigsten aber als Preis für ein Mittel, wie es kirchliche Einrichtungen sind, die erst indirekt und daher nur — vielleicht die Moralität anderer Menschen verbessern sollen, gar häufig aber diesen Zweck verfehlen, und zunächst nur der Macht des Klerus dienen. — Da mit dieser Macht Kitzel des

Ehrgeizes, also etwas sehr Menschliches und wenig Moralisches verbunden ist, so entsteht aus solcher Moral die Gefahr, daß der Zweck dem Mittel geopfert werde, also gerade das Umgekehrte, was man angeblich erreichen will, und das ist denn doch ganz bestimmt unmoralisch, während das Opfer des Mittels für den Zweck wenigstens unter Umständen moralisch sein kann.

Wir haben etwas weit ausholen müssen, um zu unserem Schlusse zu kommen. Derselbe lautet, daß wir zwischen Wahrheit und Wahrheit unterscheiden müssen[1]), daß selbst die Verpflichtung, die Wahrheit (im moralischen Sinne des Worts) zu sagen, keine absolute ist, daß sich dieser Satz verteidigen läßt, ohne mit der berüchtigten (wirklichen oder sogenannten) Jesuitenmoral in beschmutzende Berührung zu kommen. Bei Multatuli aber und bei seinen Nach- und Gleichtretern ist gar nicht von dieser Wahrheitsliebe, sondern in erster Linie die Rede von der wissenschaftlichen Wahrheit, die man am besten mit der Nacktheit[2]) vergleicht, nur daß, wo es gerade paßt, mit einem virtuosen Hokus-Pokus die eine mit der andern verwechselt wird. — Die wissenschaftliche Wahrheit, d. h. also die Resultate unserer modernen Wissenschaft, vor allem der Naturwissenschaft, wird direkt als religionsfeindlich hingestellt, in ihrer logischen Überlegenheit gewürdigt, und also lautet der Schluß, der ist ein Lügner, der noch dem alten Gott anhängt — ein Täuscher, ein Pfaffe, wenn er ihn predigt — ein Heuchler, wenn er an ihn zu glauben vorgibt.

Wir haben dem Gegner ein großes Stück Terrain preisgegeben, das recht wohl zu verteidigen gewesen wäre, und das bei anderen Gelegenheiten auch von uns ernstlich verteidigt worden ist. Wir wollten nur, um den Streit zu kürzen, als ausgemacht annehmen, die Wissenschaft hätte die Sinnlosigkeit alles Dogmatischen in der Religion endgültig erwiesen. Ein persönlicher Gott soll widersinnig, der Unsterblichkeitsglaube soll unwissenschaftlich, der freie Wille ein Unding sein. Nun kommt die große praktische Frage, über die sich Multatuli so gar keine Gedanken macht[3]) und eben dadurch beweist, daß er kein tiefer Denker ist: worauf ist die Moral zu begründen? — Denn auch Multatuli hat seine Moral, eine andere Moral freilich als die alte christliche, eine Moral, die nicht viel von der Beschränkung der Sinnlichkeit wissen will; denn sie sitzt, nach seiner geschmacklosen und bis zum Ekel wiederholten Ausdrucksweise „über dem Nabel", aber dennoch eine Moral, denn er spricht von dem rein Menschlichen und definiert die Tugend — freilich nur als

---

[1]) „Ein feinerer Wahrheitsbegriff kennt verschiedene Wahrheiten von subjektiver Überzeugungskraft." Troelsch: Rektoratsrede 1906, Heidelberg.

[2]) In der Tat wird nach der materialistischen Weltanschauung Nacktheit oft mit Wahrheit verwechselt, so z. B. schon bei Heine: Die „schwarzgestreifte Lüge ist hier das Kleid einer Dame der Halbwelt", und sodann Cavalier in seiner bekannten und viel bewunderten Statue: la verité. Dem jüngern Geschlecht erscheint dies quiproquo vielfach schon ganz mundgerecht. Der Nuditätenkultus segelt überall unter der Flagge der Wahrheitsliebe.

[3]) Auch Haeckel gleitet über diesen springenden Punkt äußerst rasch hinweg, Haeckel, der doch gleich bereit ist, diejenige Naturforscher, die nicht zu denselben Endresultaten gelangen wie er, als bloße Handwerker in ihrem Fache und nicht als Denker zu qualifizieren. Vergl. Welträtsel.

Genuß, was übrigens noch kein so ganz verfehlter Ausgangspunkt gewesen wäre, wenn er nur die Kraft gehabt, oder sich die Mühe genommen hätte, weiter durchzudenken.

Unseres Wissens gibt es drei Weisen, die Moral zu begründen. Außer auf die Religion ist sie noch begründet worden auf das Schöne und endlich auf das Nützliche. Ich selber stehe auf dem Standpunkte, daß das letztere recht wohl möglich sei, und dadurch gelingen könne, daß man das Glück, das aus der Tätigkeit entspringt, auf die richtige Weise bewertet, ein Punkt, der von früheren Utilitariern großenteils übersehen worden zu sein scheint[1]).

Multatuli ist kein Anhänger dieser Lehre, wie ich glaube, weil er auch hier nicht tief genug in die Logik derselben eingedrungen ist. Er macht sich und in diesem Falle nicht ohne Grund lustig über den platten Utilarismus von van Alphen in dessen Kinderreimen, zu welchen wir ja auch in Deutschland aus der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts unsere Analogien haben. Wer erinnert sich aus den Erzählungen der Großeltern nicht jener hausbackener Tugendverse, die endigen:

„Was er für Zucker angesehn,
War giftiges Arsenikum."

Multatuli selbst führt in seinem witzigen Gespräch mit dem Japaner einen Hausknecht ein, der ausrechnet, daß ihm die Ehrlichkeit vorteilhafter zu stehen komme, als der Diebstahl, und ein Dienstmädchen, das dieselbe Berechnung für Keuschheit, Ehe und Verführung macht. Auf solchen platten Beispielen beruht offenbar seine Feindschaft gegen den Utilarismus.

Lassen wir hier die nähere Begründung, die uns zu weit führen würde. Gerade diese plumpe Anwendung eines sonst scharfen Kopfes beweist mir aber, daß die Begründung der Sittlichkeit auf den Nutzen für den gewöhnlichen Verstand nicht sehr plausibel ist, womit natürlich in Bezug auf deren Richtigkeit nichts gesagt ist.

Dann bleibt also, wenn man die Religion als abgetan betrachtet, nur die Begründung auf das Schöne. Mit dem Schönen, Wahren und Guten werden ja schon seit langer Zeit und namentlich von Seiten der Freimaurer allerlei Taschenspielerkunststücke gemacht, so daß es jemanden, der auf säuberliche Definitionen hält, schwindeln macht. Begründung des Guten auf das Schöne will sagen, daß man das Gute als das Schöne empfinde und liebe. Die alte Idee von Plato, und seitdem als Neu-Platonismus und unzählige Male sonst aufgewärmt und zu begründen versucht. — Offenbar ist dies auch Multatulis Meinung; denn was sollte sonst die Phrase, daß man vor allem die wahre Menschlichkeit zu erlangen suchen müsse, für einen Sinn haben? — Denn unter wahrer Menschlichkeit muß doch wohl ein Geisteszustand zu verstehen sein, der aus sich selber weiß, was gut und was böse ist, weil er eben das Böse als — häßlich empfindet.

Damit ist aber der Angriffspunkt unserer ganzen Bekämpfung gefunden. Ich bestreite rund und nett, daß die platonische Begründung oder wie man die Be-

[1]) Vergl. A. Mayer: „Los vom Materialismus", Heidelberg 1906 und den gleichbetitelten Aufsatz in Glauben und Wissen, Augustheft 1907.

gründung des Guten auf das Schöne immer nennen will, eine ausreichende Be-
gründung sei. Sie erscheint meines Erachtens nur denen so, die sich in diese Idee
hineingelebt haben, und die nun wirklich, wie ein Schiller, wie ein Wilhelm
von Humboldt, auch noch wie David Strauß und ähnliche reine Geister die
Sünde einfach als ästhetisch häßlich empfinden. — Das sind aber aristokratisch
Naturen, die meistens mimosenartig vor der Berührung mit dem gemeinen Volk
zurückschrecken, und niemals innig mit demselben verkehrt haben und daher nicht
wissen, daß für die große Menge diese Begründung im Stiche läßt.

In volkswirtschaftlich weniger geklärten Zeiten und Kreisen, denen die in Rede
stehenden Naturen meistens angehören, könnte man sich noch die Sache so zustande
kommend denken, daß die Volksbildung derartig gefördert werden müsse, daß alle au
denselben ethisch hohen Standpunkte zu fördern seien. — Heute sehen wir zu kla
in diesen Dingen, um uns darüber zu täuschen, daß das Utopien sind. Die groß
Masse, das geringe Volk, auch die Jugend vielfach, und nicht zum wenigsten de
vornehme Plebs findet die Sünde noch immer so verlockend, wie sie Adam und Ev
erschien. Mit dieser einen Tatsache fällt aber die ganze Schönheitstheorie. Den
wird der das Gute um des Guten willen tun, der das Gute nicht als schön zu e
kennen gelernt hat? — Für die große Masse ist der Schluß absurd und für d
Hochstehenden ist es — ein einfacher Zirkelschluß, und nur durch eine hohe ethisch
Entwicklung kann man einbrechen in diesen geschlossenen Zirkel.

Die wahre Begründung der Moral auf der von uns freiwillig adoptierte
obschon nicht von Herzen geteilten materialistischen Grundlage ist die utilaristisch
aber dieselbe ist zu schwierig zu begreifen, und deshalb kann die große Masse, d
doch auch so tugendhaft wie möglich gemacht werden soll, einer anderen auf d
Verständnis derselben zugeschnittenen Motivierung nicht entbehren. Dies ist d
Begründung durch das religiöse Dogma. Wissenschaftlich betrachtet ist dieselbe z
nächst ein Schein, aber keine Lüge. Vielleicht steckt in derselben noch mehr a
dieser Schein. Vielleicht steckt in derseben sogar wissenschaftliche Wahrheit . .
Selbst Multatuli leugnet nicht, ja hebt hervor, daß Legenden Wahrheit enthalt
können.

Dann gibt es ja noch eine andere, ebenso wichtige Seite der Religion, die su
jektive, die im Unglück tröstet und alles das enthält, was die gläubige Seele unter d
Ausdruck des Lebens in Gott zusammenfaßt, welche Seite wir in diesen Betra
tungen unbeachtet lassen mußten, um unseren vorgeschriebenen Weg zu gehen. A
so ist an religiösen Dingen noch mehr Reservegeschütz für die Verteidigung d
Glaubens im Hintergrund. Aber von dem allen reden wir hier nicht. Wir tun nur i
einen Schuß, aber der ist auch ganz genügend, um Bresche zu legen. Auch we
wir völlig Aufgeklärte sind und die religiösen Dogmen ungereimt finden; wir dür
der großen Masse, den Kindern, der heranwachsenden Jugend, den nur körper
tätigen, die keine Zeit haben ihren Geist zu bilden, die religiöse Stütze nicht raub
Wer hier anders denkt und vor allem, wer Propaganda macht für den Unglaub
er führe doch erst den Nachweis, daß irgendwo oder irgendwann in der Welt
Volk oder nur eine größere Gemeinschaft gelebt habe und zwar, um die N

wirkung des Glaubens auszuschließen, einige Generationen gelebt habe, ohne Religion. Unterläßt er dies, so macht er sich der größten Leichtfertigkeit schuldig, und Leichtfertigkeit in einer großen Sache ist ein Verbrechen.

Daß diese Begründung von jenem hohen ethischen Gesichtspunkte aus gemein erscheint, tut wenig zur Sache. Multatuli sagt freilich im „Gebet des Unwissenden“: „Wer Gutes tut, damit ein Gott ihn lohne, macht das Gute zum Bösen, macht's zum Handel (denn Handel ist immer aus dem Bösen bei Multatuli). Und wer Böses flieht, weil er Gottes Ungnade fürchtet, der ist feig.“ — Für den praktischen Moralisten kommt es aber nur darauf an, daß die Begründung wirksam ist. Das höhnische Niedersehen auf die religiöse Gemeinheit rührt nur her von dem erhabenen Standpunkte der platonischen Moral. Wie nun aber, wenn dieser erhabene Standpunkt von der Kritik als unhaltbar erwiesen ist. Dann müssen eben die naserümpfenden Moralaristokraten herunter in den Sumpf der sogenannten Gemeinheit, welcher Sumpf übrigens jedem praktischen Moralisten gar bald als die Quelle eines sich immer mehr reinigenden gesunden Stromes erscheint. Aber von alledem ahnt Multatuli nichts. Es ist in der Tat merkwürdig, wie derselbe Forscher, der den größten Scharfsinn an die Entwicklung der Spielaussichten beim Hazardspiel verwendet, und hier nicht die kleinste Vorsicht versäumt, in einer so großen Angelegenheit, die über Kultur und Barbarentum, über friedliche Reformation und blutige Revolution entscheidet, so leichtfertig zu Werke geht; aber es ist ein genaues Analogon zu der Logik unserer großen materialistischen (pardon „monistischen“) Naturforscher, die ihrer Fachwissenschaft die größte Sorgsamkeit verwenden, um sich vor Trugschlüssen zu bewahren, hier jede Mücke seihen, sobald sie aber aufs Gebiet der populären Philosophie geraten, die größten Elefanten verschlingen, obwohl doch hier jeder Trugschluß so unendlich verhängnisvoller ist. A. Mayer.

(Schluß folgt.)

Aus dem Gebet erwächst des Geistes Sieg. Fr. von Schiller.

Der Mensch, ein Dreiklang von Geist, Seele und Leib.

Anthropologische Gedanken eines suchenden Laien.

Das alte Problem, ob das Wesen des Menschen trichotomisch in Leib, Seele und Geist zerlegbar gedacht werden kann, hat seine Heimat im Gebiete der biblischen Psychologie, und es ist hauptsächlich Paulus, der sich im 1. Thessalonicherbrief Kap. 5, 23 ganz entschieden in diesem Sinne ausgesprochen hat mit den Worten: „euer Geist unversehrt und die Seele und der Leib werde bewahrt ohne Tadel bei der Ankunft unsererѕ Herrn Jesus Christus“ (Weizsäcker). Aber auch der nicht näher bekannte Verfasser des Hebräerbriefs — wohl ein alexandrinischer Judenchrist

— unterscheidet ganz deutlich zwischen Seele und Geist mit den Worten in Kap. 4, 12: „denn lebendig ist Gottes Spruch und kräftig und schneidender als ein zweischneidig Messer und eindringend bis in die Fuge von Seele und Geist, Gelenk und Mark“ (Weizsäcker). Wenn wir uns im nachstehenden mit dem trichotomischen Gedanken hinsichtlich des Wesens des Menschen etwas näher befassen wollen, so leuchtet zunächst von selbst ein und kann auch irgend einem sachlichen Widerspruch nicht begegnen, daß dem stofflichen Leibe des Menschen die seelischen und geistigen Kräfte gegenüberzustellen sind. Viel weniger einfach ist aber die Frage zu beantworten: Wie ist das Verhältnis von Seele und Geist zueinander begrifflich festzustellen, und was kann über die Herkunft von Seele und Geist ausgesagt werden?

Ich will nun die Begriffe von Seele und Geist, zu welchen ich auf Grund der nachfolgenden Betrachtungen und Untersuchungen gedrängt worden bin, hier gleich in aller Kürze vorausschicken, um sodann die Richtigkeit derselben, sowie ihre historische Entwicklung in alter und neuer Zeit zu prüfen und zu beleuchten.

Im wissenschaftlichen Sprachgebrauche drückt der Begriff „Seele“ nur das Leben des Leibes aus, welches nur so lange dauert, als der Körper selbst; eine Seele in diesem Sinne hat auch das Tier, der unsterbliche Geist aber eignet allein dem Menschen. Dieser Geist ist nicht etwa als das Erzeugnis oder der Kern der Seele zu denken, er läßt sich auch nicht aus der Seele ableiten, vielmehr steht er qualitativ höher als die Seele und ist das wahrhaft Göttliche, das innerste, unzerstörbare Wesen des Menschen.

Während die Seele des Menschen mitsamt seinem stofflichen Leibe von den Eltern ererbt wird, und damit auch dessen Naturell, Gemüt, Temperament, Neigungen, nicht aber sein Charakter, wird der Geist für jedes werdende menschliche Individuum als Anlage von Gott geschaffen und in dasselbe eingesenkt. Für jeden in die Welt kommenden Menschen wird der Geist direkt von Gott, nicht fertig, sondern als Anlage gesetzt, durch unmittelbare, freie Schöpfertat, stammt also keinenfalls von den Eltern, weder vom Vater noch von der Mutter ab. Fassen wir Seele und Geist im vorstehenden Sinn auf und denken wir uns dieselben zu dem rein stofflichen Leibe hinzutretend, so kommen wir mit Notwendigkeit auf den trichotomischen Gedanken über das Wesen des Menschen und müssen letzteren als einen Dreiklang von Leib, Seele und Geist bezeichnen.

Im nachfolgenden will ich nun versuchen, diesem trichotomischen Gedanken und in engstem Zusammenhange mit demselben, den Auffassungen über das Werden jedes einzelnen Menschen überhaupt in alter und neuer Zeit nachzuspüren. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Anschauungen der Verfasser des Alten Testaments, so stoßen wir zwar häufig hinsichtlich des Wesens des Menschen auf eine Gegenüberstellung von „Fleisch“ und „Geist“, ein zureichender Grund aber, aus den Begriffen von Fleisch und Geist im Sinne des Alten Testaments auf eine Art von Dichotomie des menschlichen Wesens zu schließen, liegt keineswegs vor, da unter dem Begriff „Fleisch“ kein toter Stoff, keine leblose Materie, vielmehr die lebendige Kreatur, die lebenden Wesen überhaupt, der irdisch animalische Organismus — jedoch ohne Geist — gedacht werden muß. Da somit der Begriff „Fleisch“ eigentlich

schon einen Dualismus von Stoff und Lebenskraft, von Materie und Psyche in sich schließt, so läßt sich in der Anschauungsweise des Alten Testaments in letztem Grunde doch aus manchen Stellen eine trichotomische Auffassung über das Wesen des Menschen, weil zerlegbar in Stoff, Lebenskraft und Geist, wenn auch noch verborgen und verschleiert, erkennen.

Großartig für alle Zeiten ist der Bericht über die Schöpfung des Menschen in Genesis 2, 7; nach demselben bildete Gott den Menschen, d. h. den noch nicht mit Geist erfüllten menschlichen Organismus aus Erde vom Ackerboden (Kautzsch), also aus Stoff, und blies dann in seine Nase Lebensodem, also den lebendigen, darum geistiges Leben erzeugenden göttlichen Odem, und so ward der menschliche Organismus zu einem durch den göttlichen Lebensodem in unserem Sinne begeisteten, d. h. mit Geist erfüllten Menschen. Also aus Erde oder aus Stoff wurde nach der alttestamentlichen Erzählung zunächst der menschliche Organismus von Gott geschaffen und erst diesem der Geist, als göttlicher Lebensodem, eingeblasen. Schon in diesem ersten Menschen möchte ich nach dem biblischen Schöpfungsbericht in gewissem Sinne eine Art Trichotomie von Stoff, organisierender Lebenskraft und Geist erkennen.

Dem Gedanken aber, daß der Lebensodem, d. h. der geistiges Leben erzeugende, göttliche Odem, eine besondere, zu dem bloß menschlichen Organismus hinzutretende, von Gott selbst eingeblasene, d. h. gegebene geistige Substanz sei, welche nicht allein dem ersten Menschen verliehen wurde, sondern allen werdenden Menschen von Gott gegeben wird, begegnen wir ganz deutlich im Pred. 12, 7, nach welchem beim Tode des Menschen der Geist zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben hat (Kautzsch), und vollkommen übereinstimmend damit auch im 4. Buche Esra Kap. 7, 78, nach welchem sich beim Tode des Menschen der Geist vom Körper trennt, und zu Dem zurückkehrt, der ihn gegeben hat (Hermann Gunkel, Der Prophet Esra, Tübingen 1900, S. 29).

Auch der Psalmist spricht ganz allgemein hinsichtlich aller Menschen davon, daß Gott seinen Odem entsendet, und sie werden geschaffen, Ps. 104, 30 (Kautzsch).

An die vorgetragenen Anschauungen des Alten Testaments möchte ich einen zweifellos echten Ausspruch von Jesu anfügen, welcher sicherlich nicht aus griechischer Geisteswelt herzuleiten sein wird, sondern auf dem Boden israelitischer Anschauungen erwachsen ist, nämlich: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ (Matth. 26, 41 und Mark. 14, 38.) Auch hier stoßen wir auf eine Gegenüberstellung von Geist und Fleisch. Aber hieraus auf eine wirkliche dichotomische Auffassung schließen zu wollen, wäre gewiß nicht angebracht; denn würde Fleisch nur tote, unbelebte Materie bedeuten, so könnte doch von einem Schwachsein desselben, ebensowenig wie von einem Starksein die Rede sein, während doch dem Geist ein Wollen und damit auch ein Denken und Fühlen ausdrücklich zugeschrieben werden will. Vielmehr ist der Begriff Fleisch aufzufassen als belebte Materie, als lebender Organismus, also als animalischer, d. i. beseelter Leib. Wenn ich recht sehe, liegt also auch hier nur eine scheinbare Dichotomie, in Wirklichkeit aber eine Trichotomie von Materie, Lebenskraft, d. i. Seele und von Geist vor.

Gehen wir nun über zu den Anschauungen des griechischen Altertums und fragen wir, wie dachte wohl die antike Welt über Geist, Seele, Leib, so gibt uns Heinr. Ferd. Autenrieth in seinem Natur- und Seelenleben, Stuttgart 1836, S. 524, folgenden Aufschluß: „Die Geschichte der griechischen Philosophie scheint zu zeigen, daß dem Menschen zwei Lebensprinzipien, zwei Seelen zugeschrieben wurden, die eine war eine vernünftige, fühlende, wollende — in unserem Sinne der Geist — die andere vernunftlos, bloß reizbar — in unserer Ausdrucksweise die ‚Seele'." Ferner S. 525: „Mit der Trennung des Lebensgrundes in eine vernünftige Seele — unsern Geist — und eine willenlose, mit dem Körper verschmolzene Lebenskraft — unsere Seele — konnte erst der Gedanke an die Fortdauer des Geistes in einem Jenseits nach dem Tode sich freier von den Einwürfen machen, die ihm die tägliche Erfahrung vom Zerfallen und Vernichtetwerden eines früher lebenden, nun toten Körpers hätte entgegenhalten können."

Der hervorragendste Kenner der griechischen Philosophie, Eduard Zeller, spricht sich in seinem Buche: „Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie" (7. Aufl., Leipzig 1905, S. 137 und 181) über die Ansichten von Plato und Aristoteles hinsichtlich der Seele, beziehungsweise des Geistes des Menschen folgendermaßen aus: Plato kann das eigentliche Wesen der Seele nur in ihrer geistigen Natur, ihrer Vernunft, suchen; sie allein — in unserer Ausdrucksweise der Geist — ist der göttliche und unsterbliche Bestandteil derselben; erst beim Eintritt in den Leib verband sich mit diesem der sterbliche Bestandteil der Seele. Nach Plato ist also der göttliche Bestandteil der Seele — der Geist — unsterblich, im Gegensatz zu dem sterblichen Teile der Seele — der eigentlichen Seele —. Die Ansicht des Aristoteles kann in folgendem Satze zusammengefaßt werden: Was den Menschen von allen anderen lebenden Wesen unterscheidet, ist der Geist, der sich bei ihm mit der tierischen Seele verbindet. Also auch bei Aristoteles springt die scharfe Trennung von Geist und Seele deutlich in die Augen.

Nimmt man zu dem göttlichen, unsterblichen Geiste und zu der sterblichen Seele des Menschen noch seinen stofflichen Leib hinzu, so tritt uns schon bei Plato wie bei Aristoteles in ganz unverhüllter Weise eine trichotomische Auffassung des Wesens des Menschen entgegen.

Weiter ist hinsichtlich der Denkweise der antiken Welt über Geist, Seele und Leib noch folgendes anzuführen.

Nach A. Bonhöffer: „Epiktet" (Stuttgart 1894), vertritt der griechische Denker Epiktet die Ansicht, daß dasjenige, was den Menschen über das Tier erhebt, die Vernunft sei, die zugleich auch das Göttliche, Gottverwandte in ihm sei, also nichts anderes als unser Geist. Marc Aurel nennt nach Bonhöffer die Seele — nach unserer Ausdrucksweise den Geist — einen Ausfluß des Weltordners. Nach derselben Quelle sagt Seneca: „Die Seele — unser Geist — ist herabgestiegen aus dem höchsten Geiste. Das innerste Wesen des Menschen, die Seele — unser Geist — ist das Göttliche im Menschen." Ferner: Posidonius unterscheidet nach Bonhöffer einen ungöttlichen, unvernünftigen Teil der Seele von einem vernünftigen Teile. Sextus sagt nach derselben Quelle: Die Seele in dem besonderen Sinne, in

dem sie nur der Mensch hat — also unser Geist — kehrt zu den Göttern zurück, sie verschwindet nicht, sondern dauert fort, getrennt vom Leibe als Vernunftseele, während die Seele des Tieres mit dem Tode aufhört und verschwindet.

W. Haller (Theolog. Lexikon II S. 412) spricht sich dahin aus, daß Philon die Ansicht gehabt habe, daß die ernährende und empfindende Seele durch Zeugung entstehe, daß aber die Vernunft (unser Geist) aus Gott komme.

Aus vorstehenden Aussprüchen geht überzeugend hervor, daß sowohl bei Plato und Aristoteles wie auch bei einer Reihe von anderen hervorragenden Denkern des klassischen Altertums von einer Trichotomie des menschlichen Wesens geredet werden kann, wenn zu „Seele" und „Geist" noch der rein stoffliche „Leib" des Menschen hinzugerechnet wird.

Wir ersehen somit, daß sowohl die alttestamentliche wie die antik-klassische Psychologie hinsichtlich des Wesens des Menschen Ansichten zutage gefördert haben, aus welchen zwanglos trichotomische Gedanken herausleuchten. Von dieser Zeitperiode an bis zum Beginn der naturwissenschaftlichen Blütezeit am Anfang des 19. Jahrhunderts haben zwar mancherlei Spekulationen über psychologische Fragen stattgefunden, wie z. B. diejenigen in der Zeit der Herrschaft der Scholastik über Kreatianismus und Traduzianismus; auf letztere näher einzugehen, muß ich mir jedoch an dieser Stelle versagen; so viel möge genügen, daß es sich nicht um die Frage handeln kann, ob Kreation, d. i. Schöpfung, oder Traduktion, d. i. Herüberführung von den Eltern für den menschlichen Geist und die Seele anzunehmen sei, sondern darum, daß für das Geistesleben nur der Kreatianismus und für das Seelenleben nur der Traduzianismus Geltung haben kann und muß. Im nachfolgenden gehe ich daher gleich über auf die weitere Entwicklung des trichotomischen Gedankens und insbesondere auch auf die in neuerer und neuester Zeit aufgestellten Ansichten über das Werden des Menschen selbst.

Hermann Lotze spricht sich in seinem Mikrokosmus (1895 II. Bd. S. 142) über diese Frage folgendermaßen aus:

„Die Vergleichung der höchsten Gipfel menschlicher Bildung mit den halb unverständlichen und zusammenhanglosen Äußerungen, in welche in unserer Umgebung das Seelenleben der Tierwelt ausbricht, zeigt den Abstand beider Kreise des Daseins so unermeßlich, daß nur die Hinzukunft eines völlig neuen Entwicklungskeimes das Übergewicht der menschlichen Bildung erklären zu können scheint. Und so hat denn schon eine alte Ansicht der sinnlichen Seele, welche sie der Tierwelt zugestand, den vernünftigen Geist als die höhere Macht gegenübergestellt, die, in dem menschlichen Geschlecht allein hinzukommend, der regsamen Lebendigkeit sinnlichen Empfindens und Strebens ihre höhere Richtung gebe."

Diese höhere Macht, den vernünftigen Geist, vergleicht Lotze an anderer Stelle mit einem göttlichen Samenkorne, das in den Acker des beseelten Leibes eingelegt, oder mit einem göttlichen Pfropfreis, das in den Wildling des beseelten Körpers eingepflanzt, oder auch mit einer kleinen Menge göttlichen Sauerteigs, die der Masse des beseelten Leibes hinzugefügt wird.

Vor allem aber ist es Gustav Portig, der mit großer Klarheit das wahre

Verhältnis von Geist, Seele und Leib in seinen verschiedenen Werken dargelegt und wissenschaftlich begründet hat und den Menschen in seinem neuesten Werke: „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur und des Geistes" (Stuttgart, 1904 im II. Bd. S. 549) als einen Dreiklang von Geist, Seele und Leib **erstmals** bezeichnet hat.

In „Religion und Kunst" II. Teil 1880 schreibt Portig S. 317 u. f.: Im wissenschaftlichen Sprachgebrauche drückt der Begriff „Seele" nur das Leben des Leibes aus, welches nur so lange dauert, als der Körper selbst; eine Seele in diesem Sinne hat auch das Tier, der unsterbliche Geist eignet allein dem Menschen. Dieser Geist ist nicht etwa als das Erzeugnis oder der Kern der Seele zu denken, der Geist steht vielmehr qualitativ höher als der beseelte Leib, er ist das wahrhaft Göttliche, das innerste unzerstörbare Wesen des Menschen. Ferner S. 317 oben: Wie unser Geist sich nicht selbst gesetzt, sondern nur ergriffen, also seinem Wesen nach vorgefunden hat, so kann er auch das ursprünglich Gegebene nur entwickeln, aber nicht aus eigener Machtvollkommenheit erzeugen. Ferner sagt Portig in seinem Werke „Schiller" (Hamburg 1894 S. 711): Die Seele im engeren, wissenschaftlichen Sinne ist das verbindende Mittelglied zwischen unserem Nervenleib und dem eigentlichen Geiste, sie gibt dem Menschen sein individuelles Gepräge, während der Geist ihm Persönlichkeit verleiht.

Und übereinstimmend damit, in dem II. Bande seines „Weltgesetzes des kleinsten Kraftaufwandes" (S. 326): Die von der Natur erzeugte Seele des Menschen kann nie zum menschlichen Geiste gesteigert werden. Wohl aber ist die Seele notwendig, um den unendlichen Reichtum in der Natur dem menschlichen Geiste zu übermitteln. Die nach außen gerichteten Tätigkeiten des Geistes, sowie die von außen auf ihn einwirkenden Eindrücke bedürfen einer Vermittlung durch eine „Seele".

Nur durch diese Vermittlung mag der menschliche Geist die herrliche Welt der Kunst und Wissenschaft, ja sogar die Symbolwelt der Religion zu schaffen.

Ferner S. 353 und 354: Die Scheidung des Menschen in Körper, Seele und Geist ist nur eine begriffliche Abstraktion, denn in der Wirklichkeit kommt der Mensch nur als die Einheit von Körper, Seele und Geist vor. Gott aber kann den Geist durch Schöpfung erst dann einfügen, wenn von der Kreatur die Seele gebildet ist. Gott läßt aber nicht pantheistisch aus sich Funken überspringen in den menschlichen Körper, sondern er schafft jeden persönlichen Geist in der Anlage als einen individuellen, als einen seiner Bestimmung und seinen Naturbedingungen angepaßten.

Vielleicht kann die menschliche Seele nach dem Austritt des Geistes aus dem Körper im Tode als eine Art von Leiblichkeit und also als Grundstock einer zukünftigen, verklärten Leiblichkeit vom Geiste nach sich und an sich gezogen werden.

Sodann S. 541: Erst dann, wenn man — in Übereinstimmung mit dem Neuen Testament — den Menschen als Dreiklang faßt, d. h. als die Verbindung von Geist, Seele und Leib, gelangt man zu einem geradezu erhabenen Begriff vom Menschen. Dann erst wird der Mensch fähig, mit Gott und der Welt in Wechselwirkung zu treten und den unendlichen Reichtum beider in sich aufzunehmen.

Noch möchte ich einen Satz aus Portigs „Schiller" (S. 721) anschließen: Tatsächlich ist die ganze Geschichte der Natur nichts weiter als ein Umbildungsprozeß vom anfänglichen Chaos bis zu immer feineren Formen der stofflichen Substanz: das tote Gestein gipfelt in dem lichtartigen Kristall, die mineralischen und chemischen Stoffe verwandeln sich in die Pflanze, diese aber erreicht ihren Gipfel in der Blüte und Blume. Wiederum steigert sich die unbewußte Seele der Pflanze zur bewußten in den höheren Tieren; das vollendetste Tier — der leiblich-seelische Mensch — erreicht seine feinste Substanz im Auge und Ohr, bis mit dem Eintreten des persönlich bildenden Geistes eine wesentlich neue Welt beginnt! So weist jede Stufe des Naturprozesses über sich hinaus auf ihre nächsthöhere, der ganze Prozeß aber auf ein Etwas, worin er als in seinem Ziele zur Ruhe kommt: im leiblich-seelisch-geistigen Menschen.

Die Natur aber hätte diesen ungeheuren Umbildungsprozeß gar nicht durchlaufen können, wenn nicht fortwährend ein bewußter, von Zweckgedanken erfüllter Geist — Gott — sie durchwaltet hätte. —

Auf die Hypothesen über die Entwickelung der höheren Pflanzenwelt und Tierwelt bis an die Pforte jener wesentlich neuen Welt, welche nach Portig mit dem Eintreten des persönlich bildenden Geistes beginnt und womit der Mensch in die Erscheinung tritt, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur möge angeführt werden, daß der Gedanke, nach welchem es Gott gefallen habe, zu jener Zeit, als die Bedingungen für die Existenz von organischem Leben auf unserer Erde sich eingestellt haben, niederste Organismen zu schaffen, und in sie sowohl die psychischen Kräfte der Entwicklung derselben von niederen zu höheren Formen, wie auch die psychischen Kräfte der individuellen Entwicklung und Fortpflanzung — sozusagen potentiell — hineinlegen, von J. Reinke in Kiel in seinem Werke „Die Welt als Tat", und in seiner „Einleitung in die theoretische Biologie" in geistvoller Weise behandelt worden ist.

Ein weiterer Ausspruch Portigs, schon vom Jahre 1876, kann hier noch Platz finden und zwar aus dessen „Grundwahrheiten des Christentums"; hier heißt es S. 51: Es ist anerkannt, daß jeder Mensch in seinem Geiste etwas trägt, was nicht ein Erbteil von seinen Eltern oder Zeitgenossen, auch nicht sein eigenes Erzeugnis ist.

An diesen Aussprüchen Portigs, denen noch eine Reihe ähnlicher hinzugefügt werden könnte, möge es genügen, und ich gehe nun über zu einigen Andeutungen des Philosophen Rudolf Eucken, in dessen Werken sich Aussprüche finden, aus welchen der trichotomische Gedanke herauszuleuchten scheint. In seinem Buche: „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" (Leipzig 1896) sagt Eucken S. 214: Die Natur mit ihren Gesetzen, Formen und Zusammenhängen, ihrem Aufsteigen zu immer entwickelteren Gestaltungen und ihrem Hervorbringen des Seelenlebens stellt sich als ein Reich der Vernunft dar; aber je mehr die Natur in ihrer eigenen Ordnung und Gesetzlichkeit anerkannt wird, desto ferner scheint sie dem Geist zu rücken, je mehr die Vernunft sich in sie einsenkt, desto undurchsichtiger wird sie dem Menschen.

Besonders aber dürfte noch der folgende Ausspruch Euckens in seinem neuesten

Werke: „Geistige Strömungen der Gegenwart" (Leipzig 1904, S. 116) hier Platz finden: Das Tier hat eine naturgebundene und daher mit dem Tode vergängliche Seele, während der Mensch eine geisterfüllte und daher unsterbliche Seele besitzt. — Aus diesen Gedanken folgt doch mit absoluter Notwendigkeit, daß diese geisterfüllte, menschliche Seele durch irgend eine Macht und zu irgend einer Zeit mit Geist erfüllt worden sein muß. Hat doch schon der Gnostiker Marcion die Seele (Psyche) als die Wohnstätte des Geistes (Pneuma) überraschend zutreffend bezeichnet!

Endlich aber möchte ich noch einen besonders wichtigen Ausspruch des Theologen W. Beyschlag aus seinem Werke: „Leben Jesu" (1. Bd., Halle a. S., S. 57) hier anfügen: „Das ist doch eines der unbestreitbarsten Majestätsrechte Gottes, dessen Ausübung wir fortwährend gewahren, in jeden in die Welt kommenden Menschen diejenige geistige Anlage zu setzen, welche er für denselben an seinem weltgeschichtlichen Orte erforderlich findet.

Schließlich dürften noch zwei hervorragende Naturforscher mit ihren Ansichten über diesen Gegenstand ganz kurz zu Worte kommen. Der große Anthropologe Virchow erklärte 1898 in seinen Vorlesungen: „Es ist meine durch nichts erschütterte Überzeugung, daß der Mensch sich vom Tiere spezifisch unterscheidet durch seinen Geist; jeder individuelle Geist muß eine vorausbestimmte Anlage besitzen, welche nicht vom Willen der Eltern, sondern von Gott abhängig ist."

Und der Gehirnforscher G. Forel sagte 1894 vor der Versammlung deutscher Naturforscher: „Nur der Mensch hat einen Geist, das Tier bloß eine Seele. Der Geist ist das unaufhörlich tätige Selbstbewußtsein." (Portig, Weltgesetz, II. Bd., S. 385.)

Aus neuester Zeit möge noch ein Ausspruch des Tübinger Theologen D. Th. Häring eine Stelle finden, der in seinem hervorragenden Buche: „Der christliche Glaube" (Tübingen 1906) auf S. 250 und 248 den Gedanken ausspricht, daß jeder einzelne Mensch Gottes Bild in individueller Besonderheit auf Grund seiner individuellen Anlage, die gesetzt sein muß, auszuprägen habe.

Zusammenfassendes Ergebnis der vorausgegangenen Darlegungen.

Überblicken wir nun die Gedanken, welche in neuer und neuester Zeit von Hermann Lotze, Gustav Portig, Rudolf Eucken, W. Beyschlag, Virchow und G. Forel über das eigentliche Wesen und Werden des Menschen zum Ausdruck gelangt sind, so möchte ich dieselben folgendermaßen zusammenfassen: Das Wesen des Menschen muß als ein Dreiklang von Geist, Seele und Leib gedacht werden. Die Seele des Menschen in unserem Sinne ist nur das Leben, beziehungsweise die Lebenskraft des Leibes. Der leiblich-seelische Mensch ist hervorgegangen aus der Natur und ist zu betrachten als das Endglied, als die Krone einer von Gott gewollten und bewirkten aufsteigenden Entwicklung der organischen Welt. Der menschliche beseelte Leib aber, und dies muß hier noch beigefügt werden, kann niemals als bloße Steigerung oder Umwandlung der höchsten Affenart angesehen werden, vielmehr muß der Bau und die „Lebenskraft" des menschlichen Leibes dem einzusenkenden

Geiste angepaßt und für denselben berechnet und ausgebildet gewesen sein; der Leib des Menschen muß daher trotz aller Vorbereitungen bis hinauf zum menschenähnlichen Affen *geschaffen* worden sein, durch bloße Verwandlung des höchsten Affenkörpers läßt sich der tatsächliche menschliche Leib nicht erreichen, denn da würde immer nur ein Affe herauskommen; vielmehr muß der menschliche Leib durch *mittelbare* Schöpfung, d. i. durch das Zusammenwirken von Gott und Kreatur, ins Dasein gerufen worden sein, um dann erst den durch *unmittelbare* Schöpfung entstandenen menschlichen Geist aufnehmen zu können. (Portig, Weltgesetz, II. Bd., S. 335, 354, 385, 451, 466.) Darüber aber, ob dieser menschliche Leib als im Zustande seines ersten Embryonallebens oder im erwachsenen Zustande, je unter Verwendung von Formen der höchsten Tierwelt, also mittelbar, geschaffen zu denken ist, darüber wird niemals der Schleier gelüftet werden können, wenn auch im allgemeinen der erstgenannte Weg, also mittelbare Schaffung im Zustande des Embryonallebens, mehr Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen dürfte. Über allem Zweifel aber steht mir fest, daß es sich beim Werden der ersten Menschen *nicht* um ein bloßes Erwachen einer in der höheren Tierwelt schon vorhanden gewesen sein sollenden aber noch schlummernden Geistesqualität handeln kann, vielmehr um die erstmalige Neuschaffung oder *Setzung* einer vorher nicht vorhanden gewesenen Geistesanlage durch unmittelbare, freie, göttliche Schöpfertat. Zur Aufnahme dieser Geistesqualität als Anlage gedacht, war aber auch ein hierzu angepaßter, für den aufzunehmenden Geist berechneter und ausgebildeter menschlicher Leib schlechthin nötig, der, wie oben schon angeführt, nur einer mittelbaren göttlichen Schöpfung sein Dasein verdanken konnte. Der leiblich-seelische-*menschliche* Organismus wird erst durch den Hinzutritt oder das Eintreten des Persönlichkeit bildenden Geistes zum *wirklichen* Menschen, womit eine ganz neue Welt beginnt. Dieser Geist ist aber keineswegs als das Erzeugnis oder der Kern der Seele zu denken, er läßt sich auch nicht aus der Seele ableiten, steht vielmehr qualitativ *höher* als der beseelte Leib, er ist das wahrhaft *Göttliche*, das innerste *unzerstörbare* Wesen des Menschen. Der unsterbliche, persönliche Geist eignet allein dem Menschen. Dieser unser Geist hat sich *nicht* selbst gesetzt, auch ist er *nicht* ein Erbteil unserer Eltern. In den leiblich-seelischen, menschlichen Organismus ist vielmehr der Geist — nicht fertig, sondern als Anlage, als Keim — durch eine höhere Macht als etwas qualitativ *Unendliches* eingesenkt worden, vergleichbar einem göttlichen Samenkorn, das in den Acker des beseelten Leibes eingelegt, oder einem göttlichen Pfropfreis, das in den Wildling des beseelten Körpers eingepflanzt, oder auch einer kleinen Menge göttlichen Sauerteigs, die der Masse des beseelten Leibes hinzugefügt wird. Die Seele des leiblich-seelischen Menschen ist durch eine höhere Macht mit Geist *erfüllt* worden, die Seele bildet nur die aufnehmende Unterlage, das Gefäß, die Wohnstätte für den Geist. Jene höhere Macht aber ist Gott, dessen unbestreitbares Majestätsrecht es ist, in *jeden* in die Welt kommenden Menschen diejenige *geistige* Anlage zu setzen, welche er für denselben an seinem weltgeschichtlichen Orte und zu der betreffenden Zeit für erforderlich findet. Unnütz und zwecklos müßte z. B. die Setzung beziehungsweise Einsenkung der Geistesanlage eines Phidias, Platon,

Pindar, Michel Angelo, Luther, Goethe, Schiller, Beethoven und anderen zu einer Zeit erschienen sein, in welcher der Mensch noch im Kampfe mit der Natur: Frost und Hitze, wie im Ringen mit der Tierwelt, dem Mammut, Rhinozeros, Höhlenbären sein mühevolles Dasein unter äußerster Anstrengung seiner physischen Kräfte fristen mußte!

Treffend sagt E. Dennert in seiner Schrift: Ist Gott tot? Seite 112: Um ein wirklicher Mensch zu werden, mußte zum Körper der selbstbewußte Geist hinzukommen; da dieser selbstbewußte Geist aus dem Körper mit seinen seelischen Kräften nicht abgeleitet werden kann, so sind wir berechtigt, hier eine Neuschöpfung, ein Einpflanzen des selbstbewußten Geistes in den für ihn geeigneten Körper anzunehmen.

Beim Werden eines jeden menschlichen Individuums haben wir es mit einer freien, unmittelbaren Schöpfertat Gottes zu tun, welche anzunehmen ich auch schon deshalb genötigt bin, weil ein persönliches, ewiges Fortleben doch nicht schon in den stetig fortwirkenden Prinzipien der menschlichen Fortpflanzung seine zeitliche Unterlage haben kann, vielmehr auch nach rückwärts in einem Unzerstörbaren, einem Unendlichen, nämlich der Geistesanlage, seinen zureichenden Grund haben muß, mit anderen Worten: was sich im Tode vom menschlichen Organismus ablöst, muß doch auch einmal mit demselben verbunden worden sein; oder was ewige Bedeutung hat, muß im Ewigen begründet sein.

Wie wir weiter oben dargelegt haben, enthält die Erzählung in Genesis Kap. 2, 7 den großen Gedanken, daß der göttliche Odem — der Geist — bei der Schöpfung des ersten Menschen von Gott direkt in den menschlichen Organismus eingeblasen worden sei. Und nun sind wir zu der Ansicht gelangt, daß beim Werden eines jeden menschlichen Individuums die Einsenkung seiner geistigen Anlage in den sich entwickelnden leiblich-seelischen Menschen in ganz ähnlich gedachter Weise durch Gott unmittelbar vollzogen wird. Jener freie, göttliche Schöpferakt, wie er in der Genesis hinsichtlich des Einblasens des göttlichen Geistesodems gedacht wird, wiederholt sich daher in gewissem Sinne beim Werden eines jeden menschlichen Individuums. Gott läßt aber nicht pantheistisch aus sich Funken überspringen in den menschlichen Körper, sondern er schafft jeden persönlichen Geist in der Anlage als einen individuellen, als einen seiner Bestimmung und seinen zeitlichen und örtlichen Bedingungen angepaßten.

Da der Geist das Höchste ist, was der Mensch besitzt, so können wir mit dem großen Idealisten Schiller sprechen: „Freundlos war der große Weltenmeister, fühlte Mangel, darum schuf er Geister, sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!" und ferner:

„Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!" und in ähnlichem Sinne mit dem großen Realisten Goethe:

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es."

Wenn nach dem Vorgetragenen der individuelle Geist nicht von den Eltern ererbt werden kann, was ja jederzeit von der Geschichte bestätigt wird, sondern als eine freie göttliche Gabe betrachtet werden muß, so schließt der Gedanke dieses gött-

ichen Schöpferaktes für uns Menschen noch eine unendlich hohe, sittliche Be-
eutung in sich, nämlich die Möglichkeit, daß auch Nachkommen von moralisch tief-
tehenden Eltern, ungeachtet von deren schlimmstem Einflusse auf ihre Kinder, durch
hr eigenes Ringen und Überwinden von Hemmungen noch sittlich hochstehende
Charaktere werden können.

Jenes Einsenken der geistigen Anlage in den werdenden Menschen ist freilich
in tiefes, unerforschliches, göttliches Geheimnis und wird es auch bleiben,
wir können aber doch die Frage aufwerfen: Zu welchem Zeitpunkte in der individuellen
Entwicklung des Menschenwesens haben wir uns wohl jene Einpflanzung des
öttlichen Samenkornes zu denken? Bei der Geburt des Menschen doch wohl nicht,
enn diese ist ja ein Vorgang von nicht ganz kurzer Dauer; sodann wissen wir, daß
er werdende, menschliche Organismus auch schon vor seiner Geburt ein keimendes,
in sich entwickelndes und in gewissem Sinne lebendes Wesen, d. h. ein Wesen mit
og. Embryonalleben, ist, das in den christlichen Staaten mit vollem Rechte schon
en Schutz des Gesetzgebers genießt. Auch bin ich der Meinung, daß das bloße ört-
che Zusammentreffen und Sichfinden von Sperma und Ovum im mütterlichen
Organismus, die wohl Träger jener psychischen Kräfte sind, die wir unter dem Worte
Seele" zusammenfassen und die das sog. Temperament, Gemüt, Naturell der
Eltern poteniell, latent enthalten und auf die Nachkommen vererben, nicht als der
Moment der Einsenkung jener Geistesanlage betrachtet werden kann, vielmehr
nöchte ich der Vermutung Raum geben, daß die wirkliche Konzeption das Merkmal
er vollzogenen Einpflanzung der Geistesanlage durch Gott sein dürfte; oder mit
nderen Worten: in der tatsächlichen Konzeption dokumentiert sich die vollzogene
Einsenkung der Geistesanlage in den werdenden Menschen. Die Voraussetzungen,
ie Bedingungen, daß ein neues, menschliches Wesen entstehen kann, müssen aller-
ings von zwei Menschen herbeigeführt werden, wobei jedoch noch hervorzuheben
t, daß zwischen der geschlechtlichen Vereinigung und der wirklichen Konzeption
Stunden, Tage, ja Wochen vergehen können; ob aber in Wirklichlichkeit ein neues,
eistig-seelisch-leibliches Wesen, d. h. ein Mensch, ins Dasein gerufen wird, hängt
diglich von einem freien, unmittelbaren Willensakte des allgegenwärtigen Schöpfers
b. Aus diesem Grunde ist es mir schlechthin nicht möglich, den Gedanken zu voll-
ehen, daß zwei Personen aus eigenstem Willen die Fähigkeit und die Macht be-
tzen sollten — unter Umständen aus niedersten, sinnlichen Motiven — durch ihr
lleiniges Zusammenwirken etwas Ewiges, Unsterbliches ohne die Mittätigkeit
Gottes in die Erscheinung treten zu lassen. Der etwaige naive Gedanke aber, als
b sich hierbei der Schöpfer in eine gewisse zeitliche Zwangslage hinsichtlich seines
Eingreifens versetzt fände, müßte entschieden abgelehnt werden, weil für Gott die
Schranke der Zeit gar nicht existiert, da er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
on sich aus in eins zusammenschaut, wie es auch für den allgegenwärtigen Gott
ne Schranke des Raumes gar nicht geben kann, denn wir sagen ja: „Gott ist all-
egenwärtig." Ob aber jene von Gott gesetzte Geistesanlage von solcher Quali-
ät ist, daß sie die Möglichkeit und Fähigkeit besitzt, sich durch eigene Freiheitstat
ı einem Propheten oder Religionsstifter, zu einem Dichter oder Philosophen, zu

einem Feldherrn oder Staatsmann, zu einem Künstler oder Naturforscher, zu einem Reformator oder Geschichtsforscher oder zu einem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen auszugestalten, oder ob jene Geistesanlage nur zur Hervorbringung der niederen Geistesstufe eines brasilianischen Botokuden hinreicht, hängt lediglich von einem unerforschlichen Freiheitsakte der Weisheit des höchsten Willens, nämlich von Gott ab.

In ähnlichem Sinne spricht sich auch Dr. Hermann Mosapp in seiner vortrefflichen Luther-Schiller-Rede (Stuttgart 1905) aus mit den Worten: „Die hohen Anlagen des Geistes haben beide nicht von den Eltern überkommen, die waren unmittelbare göttliche Schöpfertaten, aber in den Zügen des Gemütes weisen Luther und Schiller überraschende Ähnlichkeiten mit Vater und Mutter auf."

Was aber für das Genie gilt, muß nach meiner Meinung auch hinsichtlich der Herkunft der höheren oder geringeren Geistesanlage für jeden Menschen Geltung haben.

In dem prächtigen Buche von Houston Stewart Chamberlain: „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts (6. Aufl. S. 536) schreibt der hervorragende Verfasser: „Die intellektuelle Begabung und die Moralität sind individuelle Anlagen, was dagegen nicht individuell ist, das sind die angeborenen Richtungen des Denkens und Tuns, die bestimmten Falten, in die der Geist durch die Gewohnheiten von Generationen gelegt wird," und ich füge meinerseits noch hinzu, daß das, was die sog. Rasse in Chamberlainschem Sinne bringt und allein bringen kann, lediglich seelische Qualitäten sind, weshalb man auch von einer Rassenseele sprechen kann, während die geistigen Anlagen mit Einschluß der religiösen Begabung für jedes Individuum vom Schöpfer gegeben, gesetzt, also unmittelbare, göttliche Schöpfertaten sind.

Zum Schlusse fasse ich in aller Kürze meine Ansichten über das Wesen des Menschen in den von Gustav Portig geprägten trefflichen Ausspruch zusammen: Der Mensch ist zu betrachten als ein Dreiklang von Geist, Seele und Leib.

G. Wepfer.

Nichts bringt so reichen Lohn, als wenn wir jeden Tag unseres Lebens für eine kurze Zeit „in die Stille gehen". R. W. Trine.

Besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem johanneischen Christusbilde und dem der Synoptiker?

(Schluß.)

Es kommt, wenn wir uns nunmehr zum Werke Christi wenden, vor allem das herkömmlich so genannte prophetische Amt in Betracht. Daß die Lehrweise des Herrn in allen vier Evangelien übereinstimmend geschildert wird, wird kaum bezweifelt werden. Wie Johannes und die Synoptiker davon zu erzählen wissen, daß oft das Volk ihm nachlief (Matth. 8, 1. 18; 9, 37; 13, 2; 14, 13. 14; 20, 29; Mark. 1, 37

2, 13; 3, 7. 8; 4, 1; Luk. 6, 17; 5, 40; 8, 4; 9, 10; Joh. 6, 2. 24; 7, 11; 10, 41), so beschreiben sie auch seine Art, das Volk zu unterweisen, in gleicher Weise. Er bediente sich, wie bekannt, gewöhnlich bei seinem Unterrichte des Volkes der Gleichnisform, der Parabeln, die zugleich eine „Enthüllung der Wahrheit, die ein durchsichtiger Schleier dem gläubig forschenden Auge nur wenig verbirgt, und auch Verhüllung derselben für den ungläubigen, irdischen, ungöttlichen Sinn“ darstellen (vergl. Lisco zu Matth. 13). Über den Zweck gerade dieser Lehrweise hat Jesus sich Matth. 13, 10 ff. genauer ausgesprochen. Schon diese Bestimmung, die Jesus selber beibringt, hätte den Vorwurf ausschließen sollen, den man den johanneischen Reden gemacht hat, es sei Jesu Verfahren gewesen, „seine Reden so zu halten, daß die Umgebung sie nicht wohl verstehen konnte“ oder gar den noch schlimmeren, den Wernle (a. a. O. S. 21) erhebt: „An Stelle der bis in den Tod suchenden, rettenden Liebe des synoptischen Jesus tritt bei Johannes ein bis zur Herzlosigkeit und eisigen Kälte gesteigertes feindliches Gefühl.“ Nein: wie Gott den erst verhärtet, der sich gegen ihn verhärtet (vergl. Pharao), so verfährt auch sein Sohn. Weit entfernt, daß hier ein Unterschied zwischen Johannes und den Synoptikern vorhanden: nein, gerade Übereinstimmung findet statt.

Zuzugeben ist bei der Gemeinsamkeit bildlicher Rede ein Unterschied im einzelnen. Während die Synoptiker mehr Parabeln berichten, hat Johannes mehr Allegorien (Kap. 10, 10). Bei ihm sagt Christus nicht „ich gleiche der Tür“ sondern „ich bin die Tür“; nicht „ich gleiche dem guten Hirten,“ sondern „ich bin der gute Hirte.“ Bei den Synoptikern ist meist das Reich Gottes Gegenstand der Vergleichung, bei Johannes die Person des Heilandes. — Andererseits stimmen einzelne Vergleichungen, z. B. die Blindheit der Pharisäer und dergleichen wieder wörtlich überein; vergl. Joh. 9, 39 mit Matth. 15, 14.

Auf den eigentümlichen Doppelsinn mancher Ausdrücke des johanneischen Christus war bereits oben hingewiesen (S. 246); es wird noch davon zu reden sein. Zu erwähnen wären noch die bekannten Ausdrücke „Fleisch und Blut“ in Kap. 6, die ebenso einerseits die im Abendmahl hervortretende symbolische Neigung Christi andeuten, wie sie andererseits auf das Abendmahl keine direkte Beziehung in sich schließen.

Eine Prüfung der Wunder des synoptischen wie des johanneischen Christus ergibt, daß die von Johannes berichteten Wunder größere Machtwirkungen als die des synoptischen Christus darstellen.

Verschiedenartige Wunder sind hier wie dort auch im Sinne der hergebrachten Einteilung vollzogen; das Heilungswunder (Joh. 4, 47 ff.) erinnert stark an Matth. 8, 5; aber die Fernheilung reicht bei Johannes eine Tagereise weiter. Die Heilung des Lahmen (Joh. 5) ist dadurch ausgezeichnet, daß dieser Lahme 38 Jahre lang krank gelegen hat. Aber selbst dann, wenn wir mit einigen Rationalisten annehmen wollten, daß es sich hier gar nicht um ein Wunder, sondern vielmehr um Entlarvung eines faulen Betrügers und Bettlers gehandelt habe, dem der Herr „Beine gemacht habe“ — bleibt Jesu Charakterbild unverändert. Das Speisungswunder Joh. 6 hat Matth. 14, Mark. 6, Luk. 9 seine unmittelbaren Parallelen. Die Heilung eines Blindgeborenen (Joh. 9) am Sabbat ist eine größere Machtwirkung als die Blinden-

heilungen bei den Synoptikern (Matth. 9, 27 ff.). Die Totenerweckung des Lazarus Joh. 11 ist ausgezeichnet dadurch, daß der Tote schon den vierten Tag im Grabe lag. Aber immerhin treten doch derartige Wunder bei den Synoptikern auch entgegen. — Wenn aber eingewendet worden ist, es müsse das letztere Wunder unbedingt auch den Synoptikern aufgefallen sein, so wird dieser Einwand durch das oben (Meyer zu Joh. XI, S. 19) Gesagte genügend entkräftet.

Es erhellt übrigens aus dieser Übereinstimmung hinsichtlich der erzählten Wunderberichte, wie hinfällig die Meinung derer ist, die da behauptet haben, der vierte Evangelist habe geradezu Wunder erfunden nur zu dem Zwecke, um eine Rede Jesu daran anknüpfen zu können.

Die Wunder — einerlei welcher Art — geschehen nicht zwecklos. Sie haben nach Christi Absicht einmal den Zweck, seine Herrlichkeit zu offenbaren, Zeichen der in ihm wohnenden göttlichen Glorie zu sein. So sollen sie den Glauben an ihn vermitteln (Joh. 2, 11). Freilich setzen sie andererseits wieder bereits Glauben voraus (Matth. 8, 10; 9, 2. 28; 15, 28), wenn es auch Glauben anderer ist, als an denen das Wunder sich vollzieht: ein Beweis gegen die rein psychologische Erklärung von Wundertatsachen und für die Annahme eines in neuerer Zeit oft verworfenen stellvertretenden Glaubens z. B. bei der heiligen Taufe. — Unglaube hindert das Vollziehen der Wunder (Mark. 6, 5. 6), während anderswo stellenweise magische Wunderkraft vorhanden zu sein scheint (Mark. 6, 56).

Eine bestimmte Beschreibung des Glaubens können wir bei keinem Evangelisten erwarten; Jesus war kein Mann der Definitionen, so klar auch sein Denken war. Aber der Glaube — einerlei, ob sein Dasein geschildert oder gefordert wird (Matth. 9, 2. 22. 28; Par. Joh. 3, 16; 7, 38; 14, 1. 11; 15, 28) oder sein Nichtdasein getadelt wird (Matth. 8, 26; 14, 31: Joh. 6, 36; 3, 18) — wird stets als ein Glaube an die Persönlichkeit Jesu und auch als persönlich vermittelter gedacht und bezeichnet. Wenn die Jünger Luk. 17, 5 eine etwas abweichende Anschauung haben und der Glaube, dessen Stärkung sie erbitten, sich von der Persönlichkeit Jesu mehr zu lösen, mehr allgemeines Vertrauen zu sein scheint, so ändert doch das an der Meinung Jesu nichts. Jedenfalls finden wir den Begriff des Glaubens, wie ihn z. B. der Hebräerbrief aufweist, jenes feste Vertrauen auf das, was man hoffet, jenes Überführtsein von unsichtbaren Dingen, ohne daß Christi Vermittlung dabei hervortritt, in sämtlichen Evangelien nicht. Am meisten vom Glauben redet Johannes. Er ist der einzige, der einen Ansatz von der Genesis des Glaubens hat, wenn er etwa Jesum (Kap. 6, 29) den Glauben als Gottes Werk bezeichnen und nachher ihn (Kap. 6, 36) aus seiner Verkündigung ableiten läßt: eine Auffassung, die Petrus am Ende desselben Kapitels bestätigt, wenn er spricht: „Herr, wohin . . . und erkannt, daß du bist der Heilige Gottes" (so nach Tischendorf), ebenso wie negativ die Juden ihre Richtigkeit bestätigen (Kap. 6, 30), indem sie fälschlich aus einem Zeichen, welches sie sehen wollen, den Glauben ableiten. Ähnlich schilt Kap. 5, 38 Jesus die Juden, die Gottes Wort haben, aber es nicht in sich wohnen lassen: „. . . denn (Erkenntnisgrund!) ihr glaubet dem nicht, den Er gesandt hat."

Die Belohnung des Glaubens, die Jesus Joh. 14, 12 in Aussicht stellt, er-

innert stark an Luk. 17, 5 und Mark. 16, 19. 20, nur daß — ganz gemäß der sonstigen Denk- und Darstellungsart der Evangelisten, die Synoptiker dasjenige konkret und mit Beispielen belegt vortragen, was Johannes allgemein und abstrakt sagen läßt. Kann man deswegen aber von einem andern Christusbilde bei Johannes reden? —

Wenn endlich Jesus zu Thomas sagt: „Dieweil . . . glauben“ (Joh. 20, 29), so entspricht das allen jenen Stellen, in welchen Jesus schon früher jenen Glauben, der an Wundern haftet, für minderwertig erklärte (Kap. 1, 50; 4, 48; vergl. 2, 18). Aber es entspricht auch der Tatsache, daß bei Lukas z. B. in dem Berichte über die Emmausjünger (Kap. 24) der Herr offenbar seine leibliche Erscheinung zurückstellt hinter den Glauben an die Schrift.

Daß bei Johannes mehr von der Sünde die Rede ist als bei den Synoptikern, versteht sich wieder aus dem spekulativen Geiste des vierten Evangelisten leicht. Es gibt eigentlich nur eine einzige Sünde: das ist der Unglaube an Jesu Person: Kap. 8, 24; 16, 8. 9; die Strafe dieser Sünde ist der Tod, „denn so ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden;“ vergl. Kap. 8, 21: „und in eurer Sünde sterben.“ Die Sünde macht den Menschen zum Knecht: Kap. 8, 34 ff.; derjenige, der ihr als Knecht dient, stammt letztlich vom Teufel und tut des Teufels Lust (Kap. 8, 44).

Nur auf diese großen Gesichtspunkte kommt es Johannes bei der Betrachtung der Sünde an; so ist's nicht zu verwundern, wenn die Schilderung, auch nur Erwähnung einzelner Sünden sich wenig bei ihm findet, während sie bei den Synoptikern — freilich auch hier meist in Anlehnung an den Dekalog — sich öfters finden: Matth. 5, 21; 15, 19; 18, 15 ff.; 23, 13 ff.; Luk. 10, 37; 12, 15. Alle dergleichen Einzelsünden aber werden schließlich auch bei Synoptikern auf die eine Quelle des bösen Herzens zurückgeführt: Matth. 15, 19. Was dieses innerste Zentrum des Menschen, die eigentliche Triebkraft seines Wesens, anlangt, vergleiche man Matth. 7, 16 ff. mit Joh. 15, 1 ff. Im letzten Grunde kommt alles darauf an, daß die Menschen mit Christo verbunden sind, daß also ihr Kern gut ist; ist der Baum gesund, so wird er mit Naturnotwendigkeit gute Früchte bringen.

Es wäre töricht, das Übel, das Menschen trifft, jedesmal in Verbindung mit einer bestimmten Sünde zu bringen oder für ein außergewöhnliches Übel auch außergewöhnliche Sündhaftigkeit vorauszusetzen; hierin stimmen die Auseinandersetzungen Luk. 13, 1—7 und Joh. 9, 1—3 überein.

Es gibt eine Vergebung der Sünden, die dem bußfertigen Sünder zu teil wird, und Jesus hat nicht angestanden, sie solchen zu erteilen; wenn von ihr bei Johannes weniger die Rede ist — eigentlich nur Kap. 5, 14; denn Kap. 8, 11 ist apokryph, — so liegt das daran, daß Heilungswunder, mit denen meist die Sündenvergebung verbunden war, vom vierten Evangelisten wenig erzählt werden. Wichtig ist aber, daß wieder in der Erteilung der Macht an die Jünger, Sünden zu vergeben und zu behalten, Matth. 16, 19; 18, 9, durchaus prinzipielle Übereinstimmung mit Joh. 20, 22. 23 aufweist.

Der Sünder verfällt, wenn er nicht Buße tut und Absolution erhält, dem Gerichte. Bei keinem Lehrstücke tritt wohl die Eigentümlichkeit der heiligen Schrift-

steller so deutlich hervor, wie bei der Beschreibung des Gerichtes. Daß das Gerich statthaben wird, sagt schon des Herrn Strafrede über Chorazin, Bethsaida, Kaper naum (Matth. 11, 20 ff.). In prächtigen, düsteren Farben schildert es Matth. 24, 29 ff. 25, 31; wie Sonne und Mond ihren Schein verlieren, wie die Sterne vom Himme fallen und der Himmel Kräfte sich bewegen werden, wie dann erscheinen wird da Zeichen des Menschensohnes am Himmel und wie heulen werden alle Geschlechte auf Erden und alle werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken de Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Der wird dann, ausgerüstet mit könig licher Macht, versammeln alle Völker auf Erden zum Gericht. Sein Wort wir das Gesetzbuch und die Stellung des Herzens zu ihm, die im Bekenntnis mit Wor und Tat sich erwies, das richtende Kriterium zu sein.

Wie anders Johannes. Das Gericht scheint bei ihm ganz abzuweichen vo der eben berichteten Schilderung: es scheint sich nur im Inneren der Menschen z vollziehen: Kap. 3, 17—19. Es ist sogar teilweise schon geschehen: Kap. 9, 39; de Gläubige ist seiner überhaupt überhoben: Kap. 5, 24. Und doch sind die Grundzüg beim Endgericht, wie Matthäus sie beschreibt, bei Johannes deutlich wiederzuerkenne Vor allem dies, daß gerade weil und insofern Jesus des Menschen Sohn ist, ih die Macht ist gegeben, Gericht zu halten. Dann aber auch jenes, daß das End urteil sich auf alle, die in den Gräbern sind, erstrecken und entweder ewiges Lebe oder ewige Pein zur Folge haben wird (Kap. 5, 28. 29).

Ist anzunehmen, daß der synoptische Christus nicht auch so über Gericht un Verdammnis, so tief innerlich und so seiner Würde bewußt, wie er bei Johann sich ausdrückt, hätte reden können? Vornehmlich wenn wir bedenken, daß es si doch um ganz verschiedene Zeiten und Orte der bezüglichen Reden handelt?

Daß Jesus mit einer gewissen Emphase die Ausdrücke Tod, Leben, Au erstehung gebraucht, wird gemeinhin als besondere Eigentümlichkeit des viert Evangelisten angesehen. Indessen zeigt sich auch hier bei näherer Prüfung, daß der Tiefe der Anschauungen über diese Begriffe sich Synoptiker und Johannes b gegnen. „Laß die Toten ihre Toten begraben," spricht Jesus Luk. 9, 60 mit offe barem Doppelsinn, wie er Joh. 5, 21. 24 ff., ferner Kap. 8, 51 und vor allem i 11. Kapitel hervortritt. Das Weizenkorn muß in die Erde fallen und sterben, u viele Frucht zu bringen: Joh. 12, 24, es muß der Mensch „vom eignen Wes los": — wie klar berührt das sich mit der Forderung Matth. 16, 24, daß man si selbst verleugnen und sein Kreuz auf sich nehmen und also Jesu nachfolgen mu So kommen denn Matth. 16, 25 (10, 39); Luk. 17, 33; Joh. 12, 25 überein in de Schlusse: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben a dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben." Wenn aber jema der sein Leben um Jesu willen verlieret, es findet, es erhält zum ewigen Lebe (Matth. 16, 25) ist dann nicht Christus wahrhaft Auferstehung und Leben, sagt dann nicht mit Recht, daß, wer da lebt und glaubt an ihn, nimmermehr sterb wird, ist er dann nicht Weg, Wahrheit und Leben (Joh. 14, 6)? —

Mag immerhin der johanneische Christus geheimnisvoll ineinanderweben B und Wirklichkeit, mag, wie ein zarter Dunstschleier im Herbst sich breitet über

sonnenbeschienene Landschaft, so ein mystischer Hauch ruhen über den großen Gegensätzen Tod und Leben, wie des Herrn heiliger Mund sie gebraucht: es ist kein anderer Christus, der hier redet, als wie er in den andern Evangelien redet.

Es ist dieselbe Mystik, die auch des Herrn letzte Handlungen gegenüber seinen Jüngern erfüllt. Daß sich die Erzählungen von der Fußwaschung und der Einsetzung des Abendmahls ergänzen, und zwar nach der formellen wie nach der materiellen Seite hin, ist nicht zu bezweifeln. „Nie hatte er ihnen (den Jüngern) ein solches Zeichen seiner Liebe gegeben, wie im heiligen Abendmahl und durch die darauffolgende Fußwaschung.“ („Unser Herr als Lehrer und Seelsorger“ von Blaikie, übersetzt von D. Brandes, Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. 2. Aufl. S. 322.) Aber nicht nur in dieser Hinsicht, daß sie höchste Liebesbeweise sind, sondern auch dadurch, daß sie die Neigung des Herrn, überall das Vergängliche als ein Gleichnis anzuschauen, nicht nur wiederspiegeln, sondern sie in Aktivität umgesetzt zeigen, stimmen sie übetein und weisen die Annahme eines zwiespältigen Christus zurück.

Zu den Werken Jesu muß auch sein Tod gerechnet werden. Wie steht es mit dem Tode Christi in den verschiedenen Berichten? Wolff (a. a. O. S. 14) sagt vom johanneischen Christus: „Es ist nicht der Tod eines Märtyrers, wie er in den ersten Evangelien wesentlich sich darstellt, dem nicht entgehen kann, wer die Folgen seiner Lehre und seines Auftretens gegen die herrschenden Parteien über sich zu nehmen nicht scheut: es ist ein völlig freiwilliges Sichhingeben zu bewußtem Zweck. Wir sahen, wie mehrfach Jesus den Nachstellungen entgeht, die ihn bedrohen, und schließen daraus, daß er ihnen auch ferner hätte entgehen können, aber freiwillig geht er im Garten der Schar entgegen, nennt sich ihr selbst als den sie suchen und bewährt seine Macht und Freiheit, indem die Kriegsknechte, die ihn fassen wollen auf sein Wort „ich bin's“, zu Boden fallen (Kap. 18, 6). Er verwirklicht so sein Wort: „Ich habe Macht, mein Leben zu lassen, und habe Macht, es wieder zu nehmen“ (Kap. 10, 18). — Ja, aber hat Christus denn diese Macht nicht auch nach den Synoptikern? Er hat am Anfang seiner Laufbahn die Versuchung zu bekämpfen, auf gottwidrige Weise der Messias zu werden. Aus den von ihm erzählten Gleichnissen, wie aus der heiligen Geschichte selber, geht hervor, daß er freiwillig kam als Gottgesandter in diese Welt, und noch in Gethsemane würde er nur nötig haben, seinen Vater zu bitten und er gebe ihm mehr denn zwölf Legionen Engel.

Wir sehen schließlich noch auf das Ziel der Unterweisung, das Christus, sei es in den ersten drei Evangelien, sei es bei Johannes, ins Auge faßt. Wir sahen schon (S. 34 ff.), daß des Herrn Gleichnisse und zwar Gleichnisse der mannigfachsten Art meist darauf hinauslaufen, das Reich Gottes zu veranschaulichen, den Zustand der Dinge, da Gott durch Christum die Menschen regiert, sei es, ihnen Gnadengüter himmlischer Art hier schon mitteilend, sei es, sie dort zu ewiger Verherrlichung führend. Wenn bei Johannes sich nichts von diesen Gleichnissen findet, so tritt dagegen um so stärker die Persönlichkeit Christi als König im Verhör vor Pilatus hervor. Da redet der Heiland nicht mehr im Gleichnis, sondern bekennt sich als König, aber freilich eben seines Reiches, welches nicht auf dieser Welt ist. Und doch, trotzdem er den Mantel der Mystik abzuwerfen scheint und sich deutlich als

König bekennt, so wird er doch nicht erkannt: es erkennt ihn und hört seine Stimme eben nur, wer aus der Wahrheit ist. Aber wenn er sich dort als König zu erkennen gibt, wenn er nicht umsonst einen Purpurmantel und eine Dornenkrone trägt: trifft es nicht wiederum mit der Äußerung bei Matthäus überein, daß sie „von nun an des Menschen Sohn werden sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels"? (Matth. 26, 24; Mark. 14, 62; Luk. 22, 69.) Gerade durch seinen Tod wird dies Ziel erreicht werden, und in freudiger Siegesgewißheit hat sie bei allen Kämpfen des Heilands Brust bewegt: jene Wahrheit, die er gemeinsam mit den Jüngern im „großen Hallel" an jenem Vorabend seines Todes bekannt hat: „Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten: die Rechte des Herrn behält den Sieg. Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen. Der Herr züchtiget mich wohl, aber er gibt mich dem Tode nicht." (Ps. 118, 15—18.)

Unser Ergebnis ist folgendes:

Wir können keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem johanneischen Christusbilde und dem der Synoptiker feststellen, weder wenn wir die Person noch wenn wir das Werk Christi ins Auge fassen. Sei es, daß wir den äußeren Lebensgang des Herrn, sei es, daß wir den Urgrund seiner Persönlichkeit betrachteten: es ist zwar ein anderer Standort, von welchem aus beides angeschaut worden ist, aber es ist derselbe Herr. Desgleichen wenn wir der Lehre des Propheten nachgingen, wie ihn die Evangelien schildern, wir konnten bemerken, es sind andere Gesichtspunkte, von denen aus die Dinge der ewigen Welt angeschaut werden, aber es ist derselbe Herr, aus dessen Seele diese Anschauung hervorgegangen ist. Nirgend mußten wir sagen: es ist ein anderer Christus, der hier denkt, redet, lebt und leidet, herrscht im Dulden und endlich triumphiert, als er dort erscheint.

Hase behält noch heute Recht, wenn er in der Einleitung zum „Leben Jesu" (2. A. S. 5) sagt: „Ein großer und unergründlicher Charakter wird notwendig von seinen Umgebungen nach dem Maße ihres Geistes verschieden aufgefaßt, aber diese Auffassungen, wofern sie sich unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte vereinigen, widersprechen einander nicht, sondern vermitteln die allseitige Anschauung. Wenn das johanneische Bild von Jesu durch innern Gehalt und äußere Autorität als die höhere Auffassung erscheint, so setzt es doch zu seinem Verständnisse die andern Darstellungen einer derben nationalen Wirklichkeit voraus, und auch Johannes hat nicht einen ganz ruhigen und allseitigen Standpunkt der Betrachtung, denn er schildert Jesum vorzugsweise einesteils einem Volkshaufen voll unwillkürlicher und absichtlicher Mißverständnisse oder erbitterten Gegnern gegenüber selbst verbittert, andernteils in der hochgespannten Erregung des Abschiedsabendes."

Wunderbar genug muß es immerhin scheinen, daß „zu allen Zeiten in dem Bewußtsein und Glauben der christlichen Gemeinde die beiden Zeichnungen des Herrn Christus in ein einziges und einheitliches Bild zusammengeflossen sind." (Kunze, a. a. O. S. 962.)

Möchten aber auch von den strengsten Kritikern klaffende Widersprüche zwischen den Christusbildern der Synoptiker und des Verfassers des vierten Evangeliums

herausgefunden werden: über *eines* werden auch sie nicht hinwegkommen. Allen gemeinsam ist die Unerfindbarkeit dieses Lebensbildes. Sei es, daß wir den schlichten „Rabbi Jeschua ben Mirjam" aus Nazareth schauen, sei es, daß der Gottessohn in ätherischem, reinstem Lichte uns vor Augen tritt: überall begleitet uns diese Unerfindbarkeit des Lebensbildes Christi hin. Und wenn wir „das Befremdende in Jesu Bild nicht mehr gleich lebhaft empfinden, wie es die Jünger und ihre Zeitgenossen empfunden haben": so ist das so zu erklären, „daß wir dieses Bild von klein auf kennen und daß unsere Gedanken und Anschauungen mehr oder weniger an ihm gebildet sind." (Otto *Borchert*, Der Goldgrund des Lebensbildes Jesu. Braunschweig, H. Wollermann. 1900. S. 8.)

Dann aber ist auch die Folgerung nicht abzuweisen: „Entweder ist dieses der Tatbestand: man hat den Geliebten, wie es der Zweifel glaubt, mit allem Köstlichen und Herrlichen, was man nur irgend gewußt hat, treulich behangen und ihm eine Strahlenkrone um das Haupt geflochten, wie sie die Heiligenbilder zeigen .... Und die Folge? Dann muß von dieser Strömung des Idealisierens alles Anstößige bei Jesus schließlich *weggeschwemmt* sein oder darf doch nur, wie ein Übersehenes, aus der Flut des Lobes *einzeln* herausragen." — Das ist aber nicht der Fall. Jenes „ihr werdet euch alle an mir ärgern" besteht vielmehr noch heute. — Bleibt also nur das andere: „Oder der Tatbestand ist dieser: Jesus ist nicht bloß ein Geliebter, dem die dankbare Gemeinde Strahlenkränze flicht, sondern er ist ein Meister und Herr, vor dem sie anbetend niederkniet. Was ist dann die Folge? Dann hat eben diese Gemeinde auch vor dem Bilde dieses Mannes *in anbetender Ehrfurcht stillgestanden*, hat nicht gewagt, etwas hinzuzutun oder wegzunehmen und hat gerade das Befremdende, das Unerwartete mit sonderlicher Treue festgehalten, allezeit in Erwartung der Verheißung: „was ich tue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren." In diesem Falle ein *aufgezwungenes Bild*! Nicht Gedanken aus dem eigenen Hirn, sondern eine Weisheit von Gott! Ein Bild, das die Unterschrift trägt: „ich bin von oben herab"! (Borchert, a. a. O. S. 9.)

So ist es und deshalb wird dies Bild seine Kraft behalten, so lange es Menschen gibt, die sehen können und die bestimmt sind, nach diesem Bilde Christi gebildet zu werden.

A. Scholz.

Nie Meister will ich sein, mit Lernen fertig,
Nein, Schüler stets, noch höhern Lichts gewärtig.

K. Gerok.

Haeckels Monismus, der größte Gewissenstöter aller Zeiten.

Nachdem ich in meinem Aufsatz: „Das Schöpfungsproblem gelöst?" die Unwissenschaftlichkeit der Grundlage des Darwinismus bewiesen zu haben glaube, drängt es mich noch, die Gründe anzugeben, aus denen ich den Monismus, die jüngste Tochter des Darwinismus, verabscheue.

Haeckel ist insofern zu entschuldigen, als er die Fehlerhaftigkeit von Lyells Uniformitätsglauben, der Grundlage des Darwinismus, nicht erkannte, er handelt im guten Glauben. So gewagt aber seine biogenetischen Spekulationen zum Teil sind, so logisch unanfechtbar sind gerade seine philosophisch-moralischen Schlüsse: 1. Kants Kritik der praktischen Vernunft steht tatsächlich in Widerspruch mit derjenigen seiner reinen Vernunft. 2. Wenn Kampf ums Dasein und natürliche Zuchtwahl die aufsteigende Umwandlung der Arten bewirkte, so ist der Glaube an einen im teilweisen Gegensatz zur Natur stehenden Gott widersinnig oder doch mindestens zwecklos, denn dann können wir uns nur weiter vervollkommnen, wenn wir blind den Naturgesetzen und -Trieben folgen, dann gibt es keine Freiheit des Willens für uns Menschen. Dann gibt es keine Verbrechen, außer an der Natur.

Die moralischen Konsequenzen dieser Doktrin hat Dr. Georg Hirth-München, ein erklärter Anhänger des Monismus, in seinem Werk „Der Weg zur Liebe und die erbliche Entlastung“ sehr richtig gezogen. Wenn die Naturtriebe des Menschen seine oberste Richtschnur sind, so sind viele Verbrechen nach unserem Strafgesetzbuch Gottes Wille. Wenn mir eines anderen Weib gefällt und ich ihr, so ist unsere geschlechtliche Verbindung Gottes Wille, dieselbe aber mit meinem Eheweib, wenn ich es nicht mehr liebe, ein Verbrechen gegen die Natur. Der Monismus nach Haeckel ist eben die Heiligsprechung des Einzel- und Massenegoismus, er führt zu unbegrenzter Genußsucht, Auflösung nicht nur von Zucht und Sitte, sondern auch zu der von Staat und Gesellschaft. Dem Haeckelschen Monisten ist sogar der Bruch des Eides, der Meineid erlaubt, wenn er zur Befriedigung der Naturtriebe führt. Dieser Monismus ist der größte Gewissenstöter aller Zeiten, weil er den vielen Menschen angeborenen und erzogenen verbrecherischen Gelüsten die willkommenste Entlastung, ja mehr als das, die teilweise Verherrlichung ihrer Verbrechen bietet. Wo Haeckelscher Monismus herrscht, da gibt es keine Treue, keine Verantwortlichkeit, kein Pflichtgefühl als das gegen sich selbst und seine Sippe, soweit sich die Interessen beider vereinigen.

Die Stimme der Natur ist Gottes Stimme, das ist eine der Konsequenzen von Haeckels Monismus, welche viele seiner Anhänger im stillen ziehen; das ist hauptsächlich seine werbende Kraft. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen aus dem Darwinismus hat Nietzsche geliefert. Sein Kapitel: „Jenseits von Gut und Böse“ sollte eigentlich heißen: „Die Umkehr aller bisherigen Ethik“. Er stellt als Richtschnur für unser moralisches Handeln ungefähr das Gegenteil auf von dem, was seit Jahrtausenden alle großen Religionsstifter, Moralprediger und Rechtsgelehrte als Ideal betrachteten. Die Quintessenz seiner Lehre ist: Wer sich für das Wohl seiner Mitmenschen opfert, ist ein Verbrecher, wer dagegen möglichst viele seiner Mitmenschen für sein eigenes Wohlergehen auf Erden opfert, ist ein Übermensch.

Viele Monisten sind sich der moralischen Konsequenzen dieser Weltanschauung gewiß nicht bewußt, und selbst die Leiter derselben dürften vielfach in ihrem Enthusiasmus für das, was sie als Wahrheit nehmen, blind gegenüber den logischen Folgen sein. Umsomehr ist es Pflicht, sie vor dem Abgrund zu warnen, an dessen Rand

e stehen. — Im Kampf ums Leben gegen die Weltkatastrophen sind die höheren Arten entstanden, nur im Kampf gegen die kulturfeindlichen Naturelemente and Instinkte kann sich der Mensch vervollkommnen. H. Habenicht.



Die Naturwissenschaftliche Korrespondenz des Keplerbundes bringt folgende bemerkenswerte Zeilen:

Braß contra Haeckel. Wenn der Streit zwischen zwei Gelehrten die ruhigen Geleise der wissenschaftlichen Erörterung verläßt und wenn persönliche Beschuldigungen herüber und hinüber fliegen, so ist das ein höchst unerquickliches Schauspiel und im Interesse der Sache, die geklärt werden sollte, zu bedauern. Ein ungewöhnlich scharfes Gepräge zeigt schon seit Jahren der Kampf, der sich um die von Professor Haeckel in Jena aufgestellten Hypothesen abspielt. Besonders seit Herausgabe der Volksausgabe der „Welträtsel“ hat der Jenenser Zoologe scharfe Zurückweisungen erfahren müssen. Von den Theologen ganz abgesehen, ist es eine ganze Anzahl namhafter Naturforscher und Philosophen gewesen, welche über dieses Buch ein vernichtendes Urteil gesprochen haben (Lodge, Reinke, Chwolson, Braß, Dennert, Paulsen, Adickes). Wer in diesem Buche gelesen hat, wie Haeckel seine Gegner behandelt, der wird sich allerdings nicht wundern, wenn das Echo aus dem Walde schallt, wie es hineingerufen ist. Nachdem schon vor 30—40 Jahren die Zoologen und Anatomen Rütimeyer und His Professor Haeckel die Fälschung von Abbildungen nachgewiesen hatten, wird jetzt von dem Zoologen Dr. Braß die gleiche Anklage in Bezug auf die neuesten Veröffentlichungen des Jenenser Gelehrten erhoben. Man darf gespannt sein, in welcher Weise die Affäre, in der es sich allerdings um die Geltung und das Ansehen Haeckels als Gelehrten handelt, abläuft. Zunächst wird Herr Dr. Braß in der von ihm angekündigten Broschüre seine schwere Beschuldigung zu beweisen haben. T.

Die zwischen Braß und Haeckel gewechselten Erklärungen lauten folgendermaßen:

Berichtigung.

Herr Dr. Arnold Braß (Godesberg) wiederholt in Nr. 97 des „Volk“ (Siegen, 25. April 1908) und in der „Staatsbürgerzeitung“ (Berlin, 25. April 1908) seine dreiste Behauptung, daß ich — in dem Vortrage über das Menschenproblem 1907 Tafel III — „einem Affen-Embryo einen Menschenkopf und dem menschlichen Embryo einen Affenkopf aufgesetzt habe“. Die betreffenden Figuren sind Kopien von bekannten naturgetreuen Abbildungen anderer Autoren. Der Affen-Embryo (Hylobates) ist von Emil Selenka im fünften Hefte seiner „Studien über Menschenaffen“ (1903, Figur 36, Seite 360) abgebildet, der danebenstehende menschliche Embryo ist eine genaue Kopie nach den bekannten übereinstimmenden Darstellungen von Rabl, Keibel, His usw. Ich selbst habe die betreffenden Figuren gar nicht gezeichnet, sondern sie von einem Zeichner aus den genannten Werken getreu kopieren lassen. Ich kann daher die unglaubliche Behauptung des Herrn Dr. Braß, der sie „als Wissenschaftler nochmals ganz scharf betont“, nur als eine bewußt dreiste Unwahrheit bezeichnen. gez. Ernst Haeckel.

Erklärung.

Gegenüber der mir zufällig zu Gesicht gekommenen, mich der „bewußt dreisten Unwahrheit“ beschuldigenden Berichtigung Ernst Haeckels muß ich meine Behauptungen nicht nur wiederholen, sondern ich verschärfe sie nunmehr noch folgendermaßen: Haeckel hat nicht nur die Entwicklungszustände von Mensch, Affe und andern Säugern falsch dargestellt, um seine Hypothesen festigen zu können, sondern er hat aus dem wissenschaftlichen Nachlaß eines Forschers eine Figur eines Makaks entnommen, dieser den Schwanz abgeschnitten und einen Hylobates daraus gemacht. Er hat also an der Wissenschaft das schwerste Verbrechen begangen, dessen sich ein Forscher schuldig machen kann. — Den Beweis für die Richtigkeit meiner Anklage bringe ich durch die demnächst im Buchhandel erscheinende illustrierte Broschüre: „Unkenntnis oder Fälschung? Haeckels neueste Embryonenbilder“. gez. Dr. Arnold Braß.

* * *

Der Keplerbund hält vom 7. bis 12. September in Godesberg den ersten biologischen Kursus ab, der für allerhand Laien, besonders auch Volksschullehrer berechnet ist. Vorlesungen halten: Dr. Dennert über Zellenlehre und Wesen des Lebens (u. a. auch über die neueren Versuche künstliche Lebewesen zu machen) Dr. Braß über Zeugung und Befruchtung in ihren Beziehungen zur Vererbung; Dr. Hauser-Berlin über die Empfindung als Grundlage des tierischen Lebens. Alle Vorlesungen sind mit Demonstrationen verbunden. Daneben werden mikroskopische Übungen abgehalten.

Der Kursus kostet im ganzen 8 Mark. Für Volksschullehrer ist er frei, diesen werden auch nach Maßgabe vorhandener Mittel Reisestipendien und Freiquartiere gewährt. Alles Nähere durch das Bureau des Keplerbundes: Godesberg, Lessingstraße. Dorthin richte man auch die Anmeldungen.

* * *

Die Theologische Schule zu Bethel hält nächsten Winter folgende Übungen: P. Oesterreicher, Jesaja (1—39); Hebräisch für Anfänger; Aramaische Stücke in Esra und Daniel; Spätjüdische Sprache und Literatur. P. Kähler, Römerbrief; Bergpredigt. D. v. Bodelschwingh: Paulus als Missionar. P. Jaeger, Geschichte des Reichs Gottes; Inspiration der Heil. Schrift. P. Rahn, Homiletische Übungen. Dazu kommen Vorträge über Innere und Äußere Mission.

* * *

Die Heilquelle von St. Moritz im Engadin ist schon in der Bronzezeit benutzt worden; dieses überraschende Ergebnis hatten neue Untersuchungen des Züricher Geologen Heim. Er entdeckte in einer Tiefe von 1,5 m eine alte, jetzt mit Lehm gefüllte Quellenfassung: Holzröhren von mehr als 1 m Durchmesser. In ihnen fand man mehrere Bronzen, zwei Schwerter aus der jüngeren Bronzezeit, Reifennadeln und einen Dolch, die man als Weihegaben an die Heilquelle auffaßt. Danach ist diese seit etwa 3000 Jahren von Menschen benutzt worden. Bemerkenswert ist auch die damit aufgedeckte Tatsache, daß damals der Mensch schon soweit (1775 m hoch) in das Vorgebirge vorgedrungen war.

* * *

Warnung! In dem Londoner Verlag A. Owen u. Co. wird durch E. von Taborski in Leipzig eine Schrift vertrieben von Prof. H. M. Bernelot Moens, einem holländischen Zoologen: „Wahrheit. Experimentelle Untersuchungen über die Abstammung des Menschen.“ — Diese Schrift ist in jeder Hinsicht ein

Skandal. Der Titel ist eine *Vorspiegelung falscher Tatsachen;* denn ein jeder Mensch wird glauben, daß die Schrift endlich die Wahrheit über die Abstammung des Menschen bringe und zwar auf Grund neuer, hier niedergelegter Experimente. Davon ist gar keine Rede. Auf dickem, stark auftragendem Papier wird mit möglichster Platzvergeudung (die ganze Schrift bringt genau berechnet noch nicht 15 Seiten Text, wofür der Leser sage und schreibe 1 Mark zu zahlen hat) ein ganz kurzer, nichtssagender *Vergleich von Mensch und Affe* geliefert und mitgeteilt, daß der Verfasser ins Kongogebiet reisen und dort versuchen will, Menschenaffen mit menschlichem Sperma zu befruchten und mit menschlichen Krankheiten zu infizieren. Schließlich läuft die nichtssagende, teure Schrift auf eine Bettelei für den genannten Zweck hinaus. Abgesehen davon, daß der Käufer hinters Licht geführt wird, ist es ein grober Unfug, derartige lediglich vor das Forum der Wissenschaft gehörige Fragen dem breiten Publikum bereits vor ihrer Lösung vorzuführen. E. *Dennert.*



Nochmals Frage 85: *Christentum und Vivisektion* (vergl. S. 192). Die Antwort von Herrn Prof. Dr. Beth ist mehrfach beanstandet worden. Ich wurde gebeten, meine eigne Meinung zu sagen und tue es hiermit. Ich stimme mit Prof. Beth überein; vielleicht hätte er den letzten Teil seiner Erörterungen etwas eingehender behandeln können, um gewisse Mißverständnisse zu vermeiden.

Ich sage, wenn der Mensch berechtigt ist, das Tier zu *töten*, um es als Nahrung zu benutzen, und wenn er berechtigt ist es zu *töten*, um es wissenschaftlich zu untersuchen, dann ist er auch berechtigt, es zu gewissen wissenschaftlichen Untersuchungen zu benutzen, welche ihm *sichere* Aussicht gestatten, sich zum Heil der Menschheit verwerten zu lassen. Dies letztere stelle ich als unerläßliche Bedingung hin. Und in der Tat gibt es eine große Reihe von für die Menschheit bedeutsamen, medizinischen Entdeckungen, die lediglich Tierversuchen zu verdanken sind. Es ist durchaus falsch den Satz verallgemeinern zu wollen, daß die letzteren keine Rückschlüsse auf den Menschen gestatten, denn es hilft nun einmal nichts, dem *Leibe* nach ist der Mensch dem Tier gleichwertig.

Nun ist es aber natürlich ganz selbstverständlich, daß derartige Versuche mit dem Mindestmaß von Qual für das Tier vorgenommen werden müssen, gerade wie seine Tötung zum Zweck der Nahrunggewinnung, *beides* läßt sich ganz ohne Qual freilich nicht erreichen. Es ist also Pflicht des Menschen darauf zu sinnen, wie er dies macht. Manche setzen Vivisektion einfach als gleich bedeutend mit größter und raffinierter Tierquälerei, das ist falsch und irreführend, und gerade deshalb meine ich, verbauen sich solche Gegner die Einsicht in die Notwendigkeit des Tierversuchs zum Besten der Menschheit. Wäre jene Gleichstellung richtig, so würde ich dem Gegner der Vivisektion ganz und gar recht geben; allein die Tierschutzvereine — so sehr ich sie für nötig halte, um *wahre* Tierquälerei zu verhindern — schießen weit über das Ziel hinaus, wenn sie im Publikum den Irrtum großziehen, als ob alle sog. „Vivisektoren“ — der Name schon ist absolut irreführend — notorische Tierquäler seien und als ob alle jene Versuche mit der ausgesuchtesten bewußten Quälerei verbunden seien. Nochmals, dies ist absolut unwahr; wäre es wahr, so hätten die Gegner recht, und wo es so ist, da muß man ihm mit allem

Ernst entgegentreten, allein aus solchen Vorkommnissen zu schließen: — also sind alle Tierversuche zu verbieten — ist gleichbedeutend mit dem: wegen des „Schächtens" ist alles Schlachten der Tiere zu verbieten.

Prinzipiell den Tierversuch aus religiös-ethischen Gründen als verwerflich erklären darf m. E. nur der, der dann konsequenter Weise auch das Töten des Tieres zu Nahrungszwecken verwirft. Nur ihm kann ich die Berechtigung zugestehen, der Vivisektion entgegenzutreten. Ob er aber dann wirklich recht hat, das ist noch eine andere Frage, die ich persönlich verneine. Meine Meinung ist also die: Tierversuche sind religiös-ethisch erlaubt, wenn sie berechtigte Aussicht bieten sich zum Heil der Menschheit verwerten zu lassen, und wenn sie mit der erdenklichsten Ersparnis von Qual für das Tier angestellt werden.

E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift VII Nr. 1 druckt eine lesenswerte Rede des holländ. Physikers Prof. Lorentz über Das Licht und die Struktur der Materie ab. Die Verbesserungen des Mikroskops, der mikroskopischen Methoden (Verkürzung der Wellenlänge des Lichts), sowie das Ultramikroskop enthüllen uns mehr und mehr die bis ins unendlich Feine gehende Struktur der Materie und bieten so neues Material zur Verteidigung der molekularen und atomistischen Theorien. — Nr. 3. Dr. Max Wolff berichtet über die Versuche Prof. Hertels (Jena) betr. Absorption des Lichtes durch lebendes Gewebe und die daraus resultierenden physiologischen Wirkungen. — Nr. 8. Prof. Dr. Abderhalden, Neuere Ergebnisse auf dem Gebiet der Eiweißforschung mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Probleme. Eingehende Versuche über Zusammensetzung und Veränderung der Proteine haben u. a. ergeben, daß die Eigenart der zugeführten Nahrungsstoffe durch den Darm vernichtet wird; dieser garantiert infolgedessen die Konstanz in der Zusammensetzung der Gewebe und Zellen des tierischen Körpers.

Die Umschau Nr. 14. E. Dihlmann, Monismus und Fatalismus. Wenn es wahr ist, daß das menschliche Gehirn — dem Monismus zufolge ist ja alle geistige Tätigkeit nur chemische Umsetzung innerhalb der grauen Substanz der Gehirnrinde — unter bestimmten Voraussetzungen in ganz bestimmter Weise funktionieren muß, so ist jede Freiheit und Selbstbestimmung ausgeschlossen. Der konsequent gedachte Monismus führt also unweigerlich zum Fatalismus. — Nr. 18. Dr. R. Hennig, Schreibmedien und Geisterschriften. In allen Schlafzuständen, im normalen Schlaf wie in den pathologischen Dämmerzuständen, zeigt sich ein Bestreben unserer unterbewußten Geistestätigkeit, alte, von dem normalen Bewußtsein längst vergessene Sinneseindrücke plötzlich wieder an die Oberfläche tauchen zu lassen. Die staunenswerten Leistungen vieler Schreibmedien, z. B. Niederschrift einzelner Sätze in sonst völlig unbekannter Sprache und Schrift, brauchen nicht auf irgendwelche geisterhafte Intelligenzen zurückgeführt zu werden, sondern lassen sich wie die analogen Erscheinungen bei Hypnotisierten als Produktionen des latenten Gedächtnisses erklären. — Nr. 21 und 22. Prof. Dr. E. Meumann, Schlaf und Traum im Lichte experimenteller Forschung. Diese drängt

die mystische Auffassung immer mehr zurück. Reichhaltigkeit und Lebhaftigkeit der Träume stehen im umgekehrten Verhältnis zu der Schlaftiefe, die bei dem gesunden Menschen in den ersten zwei Stunden nach dem Einschlafen, bei neurasthenischen gegen Morgen erreicht wird. Entgegen der Meinung Wundts und vieler Psychologen erweisen Experimente, daß das Bewußtsein im Tiefschlaf, der Narkose, der Ohnmacht, der Hypnose nie völlig unterbrochen wird. Die meisten Träume sind „Reizträume": das Bewußtsein sucht einen einwirkenden Sinnenreiz in phantastischer Weise zu interpretieren. Bei den „Assoziationsträumen" dagegen entstehen auch ohne äußere Reize infolge wechselnder Erregbarkeit des Gehirns Vorstellungen, an die sich andere anknüpfen. Wiederholungsträume treten da auf, wo sich eine bestimmte physiologische Disposition mit bestimmten äußeren Ereignissen regelmäßig verbindet.

Politisch-anthropologische Revue VII, Heft 2. L. Sofer, Zur anthropologischen Stellung der Juden, unterscheidet unter Abweisung anderer Einteilungen drei anthropologische Typen der heutigen Juden. Etwa 90% umfaßt der brachykephale hethitisch-semitisch-amoritische Mischtypus. Ein rein semitischer Typus mit Dolichokephalie befindet sich nur in Nordafrika; im Kaukasus ein hyperbrachykephaler. — Hans Fehlinger widerlegt die weitverbreitete Ansicht von der Laxheit des Geschlechts- und Ehelebens in Japan.

Die Christliche Welt Nr. 14 u. 15. Sehr beachtenswert ist der Aufsatz von Theophil Steinmann, Jesus, der Herr und Erlöser. Aller Christenglaube versucht notwendig, die Bedeutung Jesu in voll erschöpfenden Formeln auszudrücken, also christologische Aussagen zu machen. Die eine Methode ist die metaphysisch-spekulative, ihre Fragestellung ist an der metaphysischen Stellung Christi, d. h. seiner „Gottheit", und an der objektiven Leistung seines „Werkes" orientiert; die andere Methode ist die religiöse, die die unmittelbare religiös-ethische Wirkung der Person Jesu zu erfassen sucht; für sie ist die Bezeichnung „Erlöser" für Jesus die treffendste, während „Herr" mehr der neutestamentliche Ausdruck ist. Auch innerhalb der kirchlich-konservativen Kreise hat sich eine Verschiebung des christologischen Interesses von der metaphysischen Spekulation und religiös-lebendigen Erfassung vollzogen. (Anm.: Schon die lutherischen Bekenntnisschriften betonen doch aufs stärkste und immer wieder das religiöse Interesse ihrer dogmatischen Aussagen!) Es scheint sich eine Zeit anzubahnen, die wieder in höherem Maße Jesus als sittlichen Erlöser würdigt, weil ihr Urteil über den Menschen, wurzelnd in dem sittlichen Wachstum des Einzelnen, ein negatives ist. Heutzutage liegt aber auch eine religiöse Not schon bei der allerersten Grundvoraussetzung, dem Dasein Gottes, vor. Da ist Jesus der Erlöser aus der Not der religiösen Ungewißheit; das würde heute die Kennzeichnung seiner religiösen Würdestellung sein. — Nr. 18. Dr. Marcinowski tritt der Kritik Joh. Naumanns an seinem Buche „Nervosität und Weltanschauung" (in Nr. 1) entgegen. Der Priester ist am Krankenbette Vertreter eines Bekenntnisses; der Arzt aber muß die verschiedenen Weltanschauungen auf ihren therapeutischen Wert im einzelnen Krankheitsfall prüfen und je nachdem bald diese, bald jene zur Heilung mitbenutzen, einerlei ob diese Medizin von den Ufern des Jordans oder des Ganges kommt. C. M.

2. Bücher.

Frey, Joh., Mag. theol., Privatdozent in Dorpat, Die Probleme der Leidensgeschichte Jesu. Beiträge zur Kritik der Evangelien. Teil I. Leipzig, Deichert, 1907. 3,50 Mk. — Es ist sehr zu begrüßen, wenn gegenüber der modernen Sucht, über neutestamentliche Berichte dogmatische Urteile zu fällen, solide Textuntersuchungen ihr Prioritätsrecht wieder geltend machen. Frey geht mit einer erfreulichen Vorurteilslosigkeit, soweit man von solcher überhaupt reden darf, an sein Problem und untersucht zunächst die geschichtlichen Berichte über Jesu Leiden nach ihrem Quellenwert. Merkwürdig ist, daß dabei das Johannesevangelium bedeutsam in den Vordergrund rückt,

selbst im Verhältnis zu dem heute vor allem gefeierten Markus. Man darf auf die Fortsetzung der kritischen Untersuchungen gespannt sein. Z.

Burggraf, J., Pastor in Bremen, Die Zukunft des kirchlichen Liberalismus in Bremen. Gießen, Töpelmann, 1907. 50 Pfg. — Die Bremer „Antiradikalen", deren Sprecher und Führer sich in dem Schriftchen äußert, kommen ihren Gegnern zu nahe, borgen sich zu gern von ihnen die Waffen, um auf einen Sieg hoffen zu können. Das „deutsche Christentum" des Schillerpredigers Burggraf ist jedenfalls nicht das Christentum Christi. Z.

Blankenburg, Joh., Für den Christusglauben. Gegen den neueren Jesuskultus, gegen die moderne Verkennung des Heilandes! Gotha, F. E. Perthes, 1907. 1,20 Mk. — Ein sehr tüchtiges Schriftchen und der Verfasser ein geschulter Theologe, der die Zweifel und Nöte unserer Gebildeten aus dem Grunde versteht, aber auch gegen die Größen des modernen Halbglaubens eine gute Klinge führt. Bousset, Arnold Meyer, Eucken, Rade, Frenssen und viele der bekannten andern theologischen und sonst bekannten Schriftsteller weisen ihm den Weg zu den Problemen, die er meist für unvoreingenommene Leser, denen ihre Fragen wirklich noch Fragen sind, sehr glücklich löst. Z.

Sellin, Prof. D. E. in Wien, Die alttestamentliche Religion im Rahmen der andern orientalischen. Leipzig, Deichert, 1908. 1,50 Mk. — Eine außerordentlich lesenswerte Zusammenstellung der wesentlichen Ergebnisse der Ausgrabungen im Orient unter dem wertvollen Gesichtspunkt: welche Bedeutung haben diese Ergebnisse für unsre Stellung zur Bibel, für unsern Glauben überhaupt. Dabei ist Sellins Standpunkt: frei in der Peripherie, fest im Zentrum. Er verschließt sein forschendes Auge nicht vor den Tatsachen der Forschung und wägt doch vorsichtig ab, wo es sich um religiöse Folgerungen handelt. Die Ausführungen sind um so bedeutsamer, als er selbst zu den tüchtigsten Gelehrten zählt, die die orientalischen Ausgrabungen leiten. Z.

Gennrich, Lic. P., Wiedergeburt und Heiligung mit Bezug auf die gegenwärtigen Strömungen des religiösen Lebens. Leipzig, Deichert, 1908. 1,20 Mk. — Den Katholizismus, Jellinghaus, Paul, die Bewegung in Wales, das gegenwärtige Gemeinschaftsleben überhaupt, behandelt Gennrich zum erstenmal gemeinsam, indem er das Urteil an der Stellung zur Frage nach der Wiedergeburt orientiert. Dogmatisch klar verarbeitet, für Theologen und Laien ein guter Wegweiser. Z.

Leinz, Dr. A., Div.-Pfarrer, Apologetische Vorträge. Freiburg, Herder, 1906. 2,40 Mk., geb. 3 Mk. — Weiß, A. M., Apologie des Christentums, III. Bd.: Natur und Übernatur. 4. Aufl. Ebenda, 1907. 9 Mk., geb. 12,60 Mk. — Aus dem interessanten Inhalt der Vorträge von Leinz nennen wir: Ist das Glauben eine Schande? Wie groß ist das Weltall? Kann die Menschheit von einem Paare abstammen? Menschenseele und Tierseele. Hat es einen Jesus von Nazareth gegeben? Christus und Buddha. Papsttum und Kaisertum. Die spezifisch katholische Art zu denken und zu urteilen tritt deutlicher heraus in dem umfassenden Werk von Weiß, das eine ganze Glaubenslehre an der Hand der Geschichte gibt und gegen den Unglauben verteidigt. Übrigens enthält es auch für Nichtkatholiken viel brauchbares Material. Z.

Zeitfragen des christl. Volkslebens. Herausg. von Oberstleut. a. D. U. v. Hassel und Pfr. Th. Wahl. 8 Hefte im Jahr 4 Mk., einzelne 80 Pfg. bis 1 Mk. Stuttgart, Belser. Heft 245: Wer trägt die Schuld? Reformgedanken über die Erziehung der männlichen Jugend nach der Konfirmation. — 231: Innere Mission und Volksschule. — 232: Das Zentrum und die Protestanten. — 243: Die christlichen Gewerkschaften. — 239: Der Moralunterricht in der französischen Volksschule. — 248: Wohlfahrtspflege auf dem Lande. — Eine Fülle von Fragen, teils von tüchtigen Fachleuten erörtert. Sehr gut für Vorträge und zum Verteilen.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.